

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Hirtenwort über
die katholische
Literatur der
Gegenwart

Am 28. Oktober veröffentlichten die deutschen Bischöfe ein Hirten Schreiben über den Wert und die Gefahren der katholischen Gegenwartsliteratur. Das

Schreiben hat folgenden Wortlaut:

„Schon bald nach dem Ende des letzten Krieges, das ja auch das Ende der geistigen Unterdrückung in unserer Vaterlande mit sich brachte, sind unsere Dichter und Schriftsteller und ihre Verleger wieder in den Besitz der Freiheit gelangt. Wenn man den Büchermarkt der letzten 10 Jahre überblickt, läßt sich feststellen, daß rein mengenmäßig die in deutscher Sprache erschienene Literatur einen ungeheuren Aufschwung genommen hat, an dem deutsche Autoren ebenso beteiligt waren wie die Übersetzer ausländischer, uns bis dahin vorenthaltener Literatur.

Eine erfreuliche Bilanz

Prüft man Anteil und Bedeutung der katholischen Schriftsteller an dieser Bücherflut, so kommt man zu dem erfreulichen Ergebnis, daß sie — im Gegensatz zur Lage nach dem Ersten Weltkrieg — in beider Hinsicht, quantitativ wie qualitativ, Beachtliches aufzuweisen haben. Die katholische Literatur führt kein Gettodasein mehr. Sie wird allüberall gelesen und, was noch deutlicher spricht, auch von nichtkatholischen Verlegern veröffentlicht, stellenweise sogar in Form von sehr billigen Taschenbuchserien, deren Herstellung sich ja nur bei sehr großem Absatz lohnt.

Im Mittelpunkt der modernen Literatur steht der Mensch, sein persönliches Leben, seine Beziehungen zum Mitmenschen, zu seiner Umwelt und, nicht zuletzt, zu Gott. Es ist erfreulich, zu sehen, wie stark und eindringlich die Schriftsteller unserer Zeit die hier sich vom Religiösen her stellenden Fragen behandeln. Man wird ihnen Dank wissen, daß sie uns kein verharmlostes, sentimentales, primitives und deshalb unwahres Wunschbild vom Dasein des Menschen, seinem Kämpfen und Ringen, seinen Niederlagen und Siegen zeichnen; daß sie vielmehr bemüht sind, die Wirklichkeit wiederzugeben.

Hier ergibt sich nun, daß gerade auch die katholischen Schriftsteller in der Wahl ihrer Themen vornehmlich von der negativen Seite dieser Wirklichkeit angezogen werden. Der Mensch und die Sünde, so lautet das Thema, an dem man sich immer wieder versucht.

Nach einem Wort des großen englischen Kardinals Newman ist es ein Widerspruch in sich, über sündige Menschen eine von Sünden freie Literatur zusammenstellen zu wollen, und wir verkennen nicht, daß die Tatsache, daß man die Dinge beim Namen nennt und das Böse im Gefüge der Welt nicht vertuscht, nicht nur für die Dichtung, sondern auch für das seelsorgliche Anliegen unserer Zeit von großem Wert sein kann. Von dieser Literatur gehen Erschütterungen aus, die eine durchaus heilsame Wirkung haben können.

Gefahren der ‚Littérature noire‘

Freilich haben wir gerade hier auch Veranlassung, einige Sorgen und Bedenken anzumelden. Es muß die unabdingbare Forderung erhoben werden, daß eine solche erschütternde Darstellung des Menschen im Kampf mit dem Bö-

sen die auch den Dichter als Künstler verpflichtenden Maßstäbe der von Gott gegebenen Sittengesetze nicht verrückt oder verdunkelt. Es darf nicht der Eindruck beim Leser zugelassen werden, als ob der Mensch den dunklen Triebmächten, mit denen er zu kämpfen hat, heillos und hoffnungslos verfallen sei.

Ein solch falscher Eindruck kann vor allem entstehen bei manchen Darstellungen des Geschlechtlichen im Menschen, der freilich gerade in diesem Punkte erfahrungsgemäß besonders gefährdet ist. Man muß es bedauern, daß demgegenüber die dem Christen aufgegebene Möglichkeit eines reinen, die Triebe zu beherrschen suchenden Lebens, sei es im Bemühen um eine gottgewollte Ehe oder in Jungfräulichkeit, nur selten eine befriedigende Behandlung findet. Dafür werden bisweilen physiologische Vorgänge, die das natürliche Schamgefühl der Intimsphäre des Menschen beläßt, allzu schonungslos und peinlich offen dargestellt. Auch anomale Veranlagungen und Verhaltensweisen werden diskutiert, ohne daß Hilfen zur Meisterung eines so bedauernswerten, aber auch so verhängnisvollen Schicksals gewiesen würden. Wir dürfen nicht hinnehmen, daß das tiefe Mitleid mit dem sündigen Menschen, das viele dieser Bücher zu wecken vermögen, mit der Preisgabe klarer sittlicher Maßstäbe bezahlt wird.

Verwirrung der sittlichen Maßstäbe kann es auch bedeuten, wenn der Fall des Menschen in schwere Sünde als allzu selbstverständlich oder als schicksalhaft hingestellt und damit der freien Willensentscheidung entzogen wird. Gerade auch der Seelsorger wird bei der Beurteilung der Sünde als persönlicher Schuld das oft schwere Gewicht unverschuldeter Belastungen in Rechnung setzen, aber gerade er weiß auch, wie notwendig es ist, den Bereich freier Verantwortlichkeit klar bestehen zu lassen. Auch sollte man sich vor einer falschen Verherrlichung der Sünde hüten. Sicher kann unter Umständen Schuld den einsichtigen Menschen sogar zum Heiligen heranreifen lassen — man denke etwa an das Lebensschicksal des hl. Augustinus. Aber sie bleibt Schuld und darf, wenn schon durch echte Wandlung und Sühne verklärt, keinesfalls nachträglich bejaht werden.

Bedenklich ist es weiter, wenn für weniger urteilsfähige Leser der Eindruck entstehen kann, als ob katholische Autoren den Selbstmord als Ausweg aus einem gegenüber dem christlichen Sittengesetz ausweglos scheinenden Leben hinstellten. Gewiß wird keine irdische Autorität, auch nicht die Kirche, darüber befinden, ein solcher in sich verwerflicher Kurzschluß bedeute Hindernis und Grenze für Gottes barmherzige Gnade. Niemals aber dürfte der Eindruck zugelassen werden, als sei hier, im vermessenlichen Vertrauen auf diese göttliche Barmherzigkeit, für den Menschen eine Möglichkeit gegeben, einem ihm unerträglich gewordenen Leben zu entfliehen und doch vor Gott bestehen zu können.

Kritik an einer selbstgerechten, selbstzufriedenen, nur mehr materiell denkenden Bürgerlichkeit, an einer Gesellschaft, die trotz scheinbar aufrecht erhaltener ‚religiöser Pflichterfüllung‘ nicht mehr aus dem Glauben lebt, kann angebracht sein, und wir danken es den katholischen Autoren, wenn sie hier ihre warnende Stimme erheben. Solche Kritik sollte sich aber nicht damit begnügen, die mit dieser Verbürgerlichung verbundene sittliche Dekadenz zu schildern und so in Auswahl und Darstellungsweise ein einseitiges Bild zu geben. Vielmehr erwarten

wir von unseren christlichen Schriftstellern, daß sie, wo kranke Zustände sind, die Diagnose stellen; daß sie darüber hinaus aber auch zeigen, wie der Mensch sich um Gesundung und Meisterung der Schwierigkeiten mühen kann.

Kirche und Priester im modernen Roman

Es ist erfreulich, daß in den literarischen Versuchen, die Meisterung des Lebens durch den Menschen darzustellen, die von Gott dem Christen in seiner Kirche dargebotenen Gnadenmittel immer wieder neu beleuchtet werden. Voraussetzung für den Dichter — sofern er katholischer Dichter sein will — ist hier eine echte, tiefe Liebe zur Wahrheit ebenso wie zur Kirche. Dann mag er im rechten Maß auch die Menschlichkeiten an der Kirche und ihren Dienern aufzeigen, doch sollte er es dabei weder an der Liebe noch an der Wahrhaftigkeit fehlen lassen.

Besonders gern, wenn nicht inzwischen allzu oft, hat sich der moderne Roman der Gestalt des Priesters angenommen. Wiederum stellt man mit Vorliebe seine Gefährdungen dar, seine Versuchung zur Macht, zum Besitz, zum Unglauben, zur Sinnlichkeit. Gern zeichnet man den Widerstreit des Priesterlichen gegen das rein Menschliche und gerät bisweilen in ein unwahrhaftiges Verhältnis gegenüber den treu sich um beides abmühenden Priestern. Auch läßt man mitunter gegenüber den sympathischen menschlichen Seiten eines ideal gezeichneten Priesters seine eigentliche, zwischen Gott und den Menschen vermittelnde Aufgabe zurücktreten. Nicht selten hebt sich dazu ein solcher sympathischer Priester peinlich ab auf dem Hintergrund einer vertrottelt, hart oder genießerisch dahinlebenden ‚höheren Geistlichkeit‘. Wir möchten wünschen, daß auch das reichlich vorhandene Positive im Priesterleben eine dichterisch gültige Gestaltung fände.

Unter den Gnadenmitteln der Kirche hat die moderne katholische Literatur neben Taufe und Beichte vor allem das Sakrament der Ehe behandelt. Neben manchem Schönen ist aber auch hier wiederum eine Vorliebe für das Abseitige, Ungesetzliche festzustellen. Eine bedeutende Rolle spielt der Konflikt zwischen sakramentaler Verpflichtung und außerehelicher Liebe, die man bisweilen so stark sein läßt, daß sie die Sorge um die ewige Verdammnis überwiegt.

Weniger Diagnose — mehr Therapie

Aufs ganze gesehen ergibt sich: Ein bedeutender Teil unserer katholischen Literatur bevorzugt die dunklen Seiten des Menschenlebens. Sie stimmt darin weitgehend überein mit der Literatur unserer Zeit überhaupt. Insofern hier eine gegenüber jeder Schönfärberei heilsame Diagnose unserer Zeit zu sehen ist, insofern also diese Literatur Ausdruck eines wachen Gewissens ist, hat das unbedingt seinen Wert. Wir stehen nicht an, sogar von Auftrag und Verpflichtung zu solcher Diagnose zu sprechen. Auch braucht sich die Freiheit unserer Dichter nicht von bürgerlichen Vorurteilen beengt zu wissen. Nur ist vom Standpunkt katholischen Glaubens und katholischer Sittenlehre zu fordern, daß die von Gott gesetzten sittlichen und religiösen Maßstäbe unverrückt ihre Gültigkeit behalten. Auch wäre zu wünschen, daß über die Diagnose hinaus dem ringenden Menschen in seiner Not auch durch die Literatur geholfen würde; daß namentlich nicht der falsche, verhängnisvolle Eindruck entsteht, zwischen der nüchternen Wirklichkeit des Lebens und dem Sittengesetz,

wie es in der Natur grundgelegt ist und in Gottes Auftrag von der Kirche verkündet wird, klaffe ein unüberbrückbarer Gegensatz. Sowenig wir einer frömmelnden Illusionsliteratur das Wort reden, so sehr möchten wir wünschen, daß unsere Literatur nicht nur die Diagnose der Zeit stellt, sondern auch mit zu ihrer Gesundung beiträgt.

Aufruf an die Gläubigen

Unsere Gläubigen aber seien ermahnt, bei der Wahl ihrer Lektüre zu prüfen, was ihnen zuträglich ist, was ihnen echte Anregung und wirksame Förderung vermittelt, was ihr Christentum lebendiger, reifer und reiner macht. Vor allem möge man bedenken, daß nicht für jeden jedes Buch frommt und namentlich die Kinder und die Jugend vor bedenklichen Einflüssen und verfrühten Begegnungen mit problematischer Literatur bewahrt werden müssen.

Den Leitern unserer katholischen Büchereien und ihren Helfern seien die den Leserkreis einschränkenden Kennzeichen solcher Bücher, die reifen, sittlich und religiös gefestigten Lesern nicht vorzuenthalten sind, zu gewissenhafter Beachtung empfohlen, damit diese Büchereien, deren Benutzung wir aufs wärmste den Gläubigen ans Herz legen, wirklich jedem das Seine bieten, niemanden aber gefährden.

Unsere katholischen Dichtern und Schriftstellern möchten wir Bischöfe für ihre großen Leistungen im Dienste am Wort, das in seiner tiefsten Bedeutung auf Gott hinweist, aufrichtig danken. Wir fühlen uns mit ihrer Aufgabe kraft göttlichen Auftrages verbunden und bitten sie um den helfenden Dienst in den Gegenwartsaufgaben der Kirche.“

Der Episkopat zur Gewerkschaftsfrage Am 6. November haben die deutschen Bischöfe in einer gemeinsamen Erklärung zur Gewerkschaftsfrage Stellung genommen. Die Erklärung hat folgenden Wortlaut:

„In der Frage einer Neugründung christlicher Gewerkschaften haben wir Bischöfe uns große Zurückhaltung auferlegt. In unserer Erklärung vom 6. November 1952 [vgl. Herder-Korrespondenz 7. Jhg., S. 184] haben wir die katholischen Arbeitnehmer zur Wachsamkeit und rechten Wissensbildung aufgefordert und ihnen die Entscheidung für oder gegen die Einheitsgewerkschaft anheimgestellt.

Wenn sich nun christliche Arbeitnehmer aus echter innerer Bedrängnis nach langen Überlegungen in Freiheit zur Neugründung entschlossen haben, so achten wir diese sachlich wohlbegründete Entscheidung und erwarten für sie Verständnis, besonders im kirchlichen Bereich.

Wir ermahnen alle katholischen Arbeitnehmer, unbeschadet ihrer Einstellung zur Gewerkschaftsfrage, auf die Wahrung christlicher Bruderliebe bedacht zu sein, sich gegenseitig nicht zu verunglimpfen und sich gemeinsam um die Durchsetzung christlicher Grundsätze und Forderungen zu bemühen.

Diese Geschlossenheit muß ihren besonderen Ausdruck finden in der gemeinsamen Förderung der Katholischen Arbeiterbewegung, der anderen Standesvereine und der sozialen Bildungseinrichtungen.

Wir bitten das ganze katholische Volk, das ernste Anliegen, um das es hier geht, mit uns im Gebet Gott zu empfehlen.“

Eine bischöfliche Erklärung zur Jugendweihe in der Ostzone

Wie im vergangenen Jahr (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 195) haben auch diesmal wieder die Bischöfe und Kommissare der Bistümer

in der Sowjetzone sich in einer Erklärung gegen die atheistische Jugendweihe ausgesprochen. Sie ist unterzeichnet von Wilhelm Weskamm, Bischof von Berlin, Otto Spülbeck, Bischof-Koadjutor von Meißen, Ferdinand Piontek, Kapitelsvikar von Görlitz, Friedrich Rintelen, Weihbischof in Magdeburg, Joseph Freusberg, Weihbischof in Erfurt, Domkapitular Joseph Schönauer, Bischöflicher Kommissar in Meiningen, und Msgr. Bernhard Schröder, Bischöflicher Kommissar in Schwerin. Die Erklärung lautet:

„In diesen Tagen haben die neuen Vorbereitungsstunden für die Jugendweihe begonnen. Zu gleicher Zeit wird in Elternversammlungen, beim Unterricht in der Schule und in den Zeitungen für die Teilnahme an der Jugendweihe geworben. In aller Deutlichkeit haben im vergangenen Jahre die Bischöfe erklärt, daß katholisches Glaubensbekenntnis und diese Jugendweihe sich ausschließen. Jetzt wird vom Zentralen Ausschuß für Jugendweihe behauptet, daß religiöses Bekenntnis und Jugendweihe vereinbar seien; ja die Jugendweihe verletze keine religiösen Gefühle und sei vom Geist der Toleranz getragen.

Demgegenüber erklären wir: Die Vorbereitung auf die Jugendweihe in den Jugendstunden ist eine Einübung des Unglaubens, sie verletzt die religiösen Gefühle und ist nicht vom Geist der Toleranz getragen. Der Glaube an die Erschaffung der Welt durch Gott wird mit dem Wort ‚Mystizismus‘ und ‚Aberglauben‘ belegt, der Schöpfungsbericht der Bibel wird ein ‚Märchen‘ genannt, die Morallehre der Kirche wird als fortschrittsfeindlich bezeichnet. Das Buch ‚Weltall, Erde, Mensch‘, das bei der Jugendweihe feierlich überreicht wird und das bei den Jugendstunden als Unterlage der Belehrung dient, wirbt unverhohlen für die materialistische Welt- und Lebensanschauung. Was in diesem Buch im Namen einer fortschrittlichen Wissenschaft gelehrt und bekannt wird, schließt den Glauben an den lebendigen Gott und Seine Kirche aus.

Katholische Eltern, katholische Lehrer und Lehrerinnen, katholische Männer und Frauen! Wir wiederholen es: Ihr könnt nicht bei der Jugendweihe und ihrer Vorbereitung mitwirken. Ihr könnt nicht zustimmen, daß katholische Kinder zu derselben Zeit bei der Jugendweihe eingeübt werden im Unglauben — und beim Religionsunterricht eingeübt werden im Glauben. Das eine schließt das andere aus.

Nehmt das in der Verfassung Euch garantierte Recht auf Glaubens- und Gewissensfreiheit in Anspruch. Es darf Euch wegen Eures Bekenntnisses zum katholischen Glauben kein privates und staatsbürgerliches Recht beschränkt werden. Laßt Euch nicht irre machen und von übereifrigen Propagandisten und Verteidigern des Atheismus einschüchtern.

Wir katholischen Bischöfe und Kommissare der Bistümer im Bereich der Deutschen Demokratischen Republik erklären daher feierlich: Wer freiwillig an der Jugendweihe und ihrer Vorbereitung teilnimmt oder seine Kinder dazu schickt, sündigt gegen den Glauben, bringt seinen Glauben und den Glauben seiner Kinder in ernste Gefahr und gibt der Gemeinde schwerstes Ärgernis durch schlechtes Beispiel.

Wir alle aber wollen in dieser entscheidungsvollen Zeit im gemeinsamen Gebet für die Eltern, die Kinder und Lehrer zusammenstehen. Wir wollen uns bewußt sein,

daß die Freudigkeit des Glaubens und die Kraft zum Bekenntnis vom Himmel erfleht werden müssen. ‚Wer ist aber gegen uns, wenn Gott mit uns ist!‘ (Vgl. die Stellungnahme der EKD, ds. Heft, S. 122.)

Katholikentagsbericht in der Ostzone beschlagnahmt

Die Berichte über den 76. Deutschen Katholikentag 1954 in Fulda wurden, wie jetzt bekannt wird, von den Sowjetzonenbehörden in Erfurt beschlagnahmt.

Das Postkontrollamt Erfurt begründete die Beschlagnahme dem Lokalkomitee in Fulda gegenüber damit, daß der Versand der Berichte gegen Paragraph 5, Abs. 1, der „Verordnung über Geschenkpaket- und Päckchenverkehr“ verstoße. Die Sowjetzonenbehörden betrachteten den Inhalt der Katholikentagsbroschüre als „antidemokratisch“ und „gegen den Staat der Arbeiter und Bauern“ gerichtet.

Diesen Charakter trügen, so erklärten die sowjetzonalen Behörden, vor allem die Seiten 306 und 307 der Broschüre. Auf diesen Seiten sind die Ausführungen Prof. Süsterhenns wiedergegeben, der u. a. sagte, daß das deutsche Volk „einen naturrechtlichen Anspruch auf politische Selbstorganisation und damit auf Wiederherstellung seiner Einheit in den auch von den Alliierten anerkannten Grenzen von 1937“ habe. „Jede Einheit auf Kosten der Freiheit ist abzulehnen.“ Auf Seite 307 wird ein luxemburgischer Gast in der Arbeitsgemeinschaft 10 zitiert: „Aber man wolle nur eine Wiedervereinigung Deutschlands in Freiheit, nicht nur auf der Basis der Einheitsliste.“ Seite 469 erregte bei den Sowjetzonenbehörden Anstoß durch die Grüße von Christen aus Missionsländern auf der Schlußkundgebung, wo u. a. eine katholische Chinesin Verse aus dem 14. Psalm sang: „Tränen sind mein täglich Brot.“ Außerdem heißt es in dem Bericht vom Katholikentag, der Bischof von Tsingtau, der zwei Jahre in chinesischen Kerkern verbracht habe, habe vom Geheimnis des Kreuzes gesprochen.

Das Lokalkomitee des 76. Deutschen Katholikentages, das die Berichte über den Katholikentag an kirchliche Persönlichkeiten in der Ostzone geschickt hatte, legte daraufhin Beschwerde beim Postkontrollamt Erfurt ein. Die Überwachungsstelle schrieb zurück, sie habe sich „nach nochmaliger Überprüfung“ überzeugen lassen müssen, daß die Beschlagnahme „zu Recht“ erfolgt sei. Insbesondere die Diskussionsbeiträge auf den genannten Seiten seien nicht „zur Einfuhr in die DDR geeignet“ und stellen „tatsächlich eine starke Hetze gegen die Weltfriedenslage dar“. Der Antwortbrief schließt mit der Aufforderung, die Einstellung der Sowjetzonenbehörden zu verstehen, und einem Friedens- und Einheitsappell.

Deutsch-französische Gemeinschaftskirche in Le Mans

Am 16. Oktober wurde in der Arbeiterpfarrei St. Thérèse von Cité des Pins, einem Vorort von Le Mans, eine neue Kirche konsekriert, die von deutschen und französischen Katholiken gemeinsam erbaut worden ist. Die 1100 Sitzplätze fassende Kirche ist einer der größten Kirchenneubauten Frankreichs nach dem Kriege. Sie steht in einer reinen Arbeiterpfarrei und wurde zu einem Drittel aus deutschen und zu zwei Dritteln aus französischen Mitteln erbaut. Das erste Pontifikalamt in der neuen Kirche zelebrierte der Apostolische Protonotar, Prälat

Wilhelm Böhler, unter Assistenz des Erzbischofs von Le Mans, Kardinal Grente.

In einem Interview mit der Wochenzeitung „Rheinischer Merkur“ (28. 10. 1955) machte Prälat Böhler einige bemerkenswerte Ausführungen über dieses neueste Werk deutsch-französischer Zusammenarbeit. Danach waren an dem Kirchbau von Le Mans alle Bistümer der Bundesrepublik beteiligt, „in ganz besonderer Weise das Erzbistum Paderborn und das Bistum Speyer. Das Erzbistum Paderborn hat ja seit langem engste Beziehungen zum Bistum Le Mans. Die Reliquien des hl. Liborius, der Bischof von Le Mans war, und zwar in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, befinden sich seit 836 in Paderborn. In Speyer war die St.-Bernhards-Kirche mit Unterstützung französischer Katholiken gebaut worden. Infolgedessen fühlte sich Speyer besonders verpflichtet, bei dem Bau einer Kirche in Le Mans mitzuhelfen.“ Die notwendigen Mittel seien von den Diözesen und durch private Spenden aufgebracht worden. Insgesamt wurden von deutscher Seite 320 000 DM für den Bau zur Verfügung gestellt. Das deutsche Geld wurde nicht in bar nach Frankreich überwiesen, sondern in Form von Fertigfabrikaten. Aus Deutschland stammen das gesamte Eisengerüst der Kirche, der Dachstuhl, die Bänke, die Sakristeieinrichtung, der Bodenbelag. Die französische Regierung beteiligte sich dadurch an dem Werk, daß sie die Zollgebühren für die Einfuhr dieser Fertigfabrikate erließ, was eine Summe von 100 000 DM ausmachte.

Prälat Böhler sagte ferner, daß der „Kirchenbau in Le Mans“ in französischen Kreisen sehr bald zu einem festen Begriff wurde. Wie in den Reden anlässlich der Einweihung des neuen Gotteshauses immer wieder betont wurde, stellt die neue Kirche ein sichtbares Zeichen für den neuen Geist zwischen Frankreich und Deutschland dar, der auf eine lange friedvolle Zusammenarbeit zwischen den beiden Völkern hoffen läßt.

Flüchtlinge und Einheimische in der Bundesrepublik Die Aufmerksamkeit der deutschen Öffentlichkeit gegenüber allen Fragen, die mit den Ostflüchtlingen zusammenhängen, hat im Zuge der wirtschaftlichen Konsolidierung in der Bundesrepublik, und damit auch der Flüchtlinge, in den letzten Jahren merklich nachgelassen. Diese verminderte Aufmerksamkeit erklärt sich daher, daß nach der wirtschaftlichen Eingliederung der Flüchtlinge in den Arbeitsprozeß neue soziale Probleme, wie die Lage der alten Leute, der Rentner oder der Flüchtlingsstrom aus der Ostzone, in den Vordergrund getreten sind. Es ist freilich bemerkenswert, daß alle diese Fragen vornehmlich unter wirtschaftlichem Gesichtspunkt, der sicher der nächstliegende, aber keineswegs der ausschließliche ist, abgehandelt werden (vgl. hierzu die Untersuchung über die Lage der Sowjetzonenflüchtlinge; Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 483 ff., und die Arbeit des Soziographischen Instituts der Frankfurter Universität über die alten Leute; Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 271 ff.). Die Fragen, die sich der gegenwärtigen westdeutschen Gesellschaft als ganzer, d. h. sowohl der „einheimischen“ wie auch der durch Nazizeit, Krieg und Nachkriegszeit zwangsweise zugewanderten Bevölkerung, stellen, nämlich, wie diese aus der Ordnung geratene Gesellschaft wieder zu einer echten Integration vorbereitet werden kann, werden weitgehend gar nicht mehr gesehen. Man glaubt, mit der wirtschaftlichen „Eingliederung“ sei alles getan.

Es ist bezeichnend, daß das moderne soziologische Schrifttum, das sich mit der psychologisch-soziologischen Seite des Flüchtlingsproblems befaßt, fast durchweg aus dem Ausland stammt. Als letzte Untersuchung hierzu liegt die Studie der beiden niederländischen Professoren H. D. De Vries Reilingh und K. Baschwitz vor, die in den Jahren 1952/53 erarbeitet wurde. Die Zeitschrift des Internationalen Katholischen Instituts für Sozialforschung „Social Compass“ (Vol. 3 Nr. 1, 1955) hat jetzt die Arbeit der beiden nichtkatholischen Amsterdamer Professoren unter dem Titel „Menschen ohne Heimat“ veröffentlicht.

Die Studie beschränkt sich auf den niedersächsischen Landkreis Fallingborstel. Es handelt sich also um ein vorwiegend agrarisches Gebiet, dessen Bevölkerungszahl durch den Aufbau von Kriegsindustrien während der dreißiger Jahre, Evakuierte, „Heim-ins-Reich-Bewegung“, Ost- und Sowjetzonenflüchtlingen um 30 % zugenommen hat. Unter beiden Gesichtspunkten, ländlicher Struktur und Bevölkerungszunahme, ist das Untersuchungsgebiet für einen Großteil der Bundesrepublik, Bayern, Hessen, Niedersachsen und Schleswig-Holstein, typisch und repräsentativ. Die Ergebnisse gelten weniger für den industriellen Westen und das ehemalige französische Besatzungsgebiet, das von Flüchtlingen lange Zeit frei blieb.

Die Untersuchung ist typologisch angelegt. Es geht ihr nicht um die Erfassung von Quanten, sondern um die Erfassung der Bewußtseinslage, also geistiger Eigenschaften, von Zugewanderten und Einheimischen. Ihr Ziel war, wie bereits angedeutet, die psychologische Situation der durch die Einwirkungen der NS-Zeit bereits hochgradig desintegrierten und durch den Masseneinstrom der Flüchtlinge völlig aus den Angeln gehobenen Gesellschaft zu untersuchen. Die Studie spricht daher auch niemals nur von den Flüchtlingen, sondern der Anpassungsprozeß wird immer beiderseits, bei Einheimischen und Zugewanderten, verfolgt. Um zu Ergebnissen zu gelangen, war die Amsterdamer Forschungsgruppe hauptsächlich auf Gespräche und systematische Befragungen angewiesen. Die Tatsache, daß sie den Befragten als Ausländer gegenübertrat, war dem Unternehmen außerordentlich günstig, da sie von beiden Gruppen als neutrale dritte Instanz angesehen wurde.

Die Verfasser der Studie sind des Lobes voll über die Leistungen, die von deutscher Seite auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet während der ersten Nachkriegsjahre geleistet wurden. Aber sie kommen doch speziell unter der von ihnen aufgeworfenen Frage nach der geistigen Beheimatung und Neuformierung dieser Gesellschaft zu einem negativen Ergebnis: Die wirkliche Anpassung beiderseits ist bis jetzt noch nicht gelungen, ja sie zeichnet sich vorläufig noch nicht einmal ab. Man hat den Eindruck, daß die Ergebnisse, die hier nicht alle im einzelnen angeführt werden können — mit leichten Einschränkungen — für das ganze Bundesgebiet gelten können. Das gilt vor allem für das Verhältnis der breiten Massen gegenüber den Konfessionen wie für die Einstellung gegenüber der Politik, vielleicht auch gegenüber der politischen Vergangenheit.

Die Haltung gegenüber der Vergangenheit

Die Spannungen zwischen den Einheimischen und den Flüchtlingen werden nach Ansicht der Studie hervorgerufen, einmal bei den Flüchtlingen durch das Bewußtsein

des (häufig tatsächlich eingetretenen) sozialen Abstiegs, der ständig neu kompensiert wird und besonders dadurch unerträglich wird, daß die Flüchtlinge (im Kreise Fallingborstel) den Einheimischen an geistigen und körperlichen Fähigkeiten überlegen sind; bei den Einheimischen dagegen herrscht Angst vor wirtschaftlicher Konkurrenz, aber auch ganz allgemein eine Abwehrhaltung gegenüber allem Neuen, Fremden und Ungewohnten.

Die Bindung an die Vergangenheit ist besonders bei den älteren Leuten sehr stark. Sie gilt sowohl der alten Existenz (Arbeit, Ansehen, Besitz) wie dem alten Land (Heimat), der alten Bevölkerung (Gesellschaft) wie auch für das alte geistige Klima. Diese Bindungen an das Alte, Vergangene bestehen nicht nur bei den Flüchtlingen, sondern auch bei den Einheimischen. Es ist verständlich, daß die Vergangenheit von den Flüchtlingen idealisiert wird, „und zwar als Reaktion auf die Anpassungsschwierigkeiten, das Heimweh und die Erniedrigung des gesellschaftlichen Status. Dieses Verhalten wird außerdem noch bestärkt durch das Gefühl, als beginge man einen gewissen Verrat an der alten Heimat und an dem politischen Bestreben, die östlichen Gebiete zurückzugewinnen, wenn man sich ohne weiteres anpassen und einfügen läßt.“ Inwieweit sich ein Umschwung in diesem Verhalten zugunsten einer Anpassung abzeichnet, ist schwer zu sagen. In zahlreichen Fällen zeigte es sich, daß die Befragten in einem ausgesprochenen Gegensatz von affektivem und rationellem Verhalten standen, also: es hat doch keinen Sinn, wir müssen uns hier zurechtfinden und bleiben, und: aber wir können doch nicht die Heimat aufgeben. Aus diesem Gegensatz erwachsen neue Spannungen, denen die Leute auf die Dauer nicht gewachsen sind. Sie „verfallen dann in eine Art apathischer Schicksalsergebung oder klammern sich fest an unwichtige Dinge“. Es gibt im einzelnen selbstverständlich Unterschiede. So lösen sich z. B. die Städter und Arbeiter leichter von der Vergangenheit. „Anscheinend schlagen sie am leichtesten in Westdeutschland Wurzeln, aber gerade deshalb, weil sie im Osten weniger fest verwurzelt waren.“ Mit dem Absterben der älteren und dem Aufrücken der jüngeren Generation wird das Band mit der Vergangenheit sicher lockerer. „Das ist eine Sache einer oder zweier Generationen, genau wie bei der Auswanderung.“

Die Haltung gegenüber der heutigen Lage

„Es liegt auf der Hand, daß die heutige Lage allgemein für die Flüchtlinge eine Heimsuchung ist. Es gibt jedoch nur wenige, die diese Heimsuchung als eine Erprobung in ethischem Sinne an- und hinnehmen. Obwohl man bisweilen ein rudimentäres Schuldgefühl hat, so ist man dennoch dazu geneigt, die Mächte außerhalb von sich selbst für das eigene Unglück und Scheitern verantwortlich zu machen — nicht nur die Russen, sondern auch die Alliierten. Manche gehen sogar noch weiter, indem sie alle persönlichen und ökonomischen Mißerfolge dem Zusammenbruch und seinen Folgen zuschreiben.“ Die persönliche Reaktion auf die bedrückende Lage ist recht verschieden. Die Verschiedenheit ist sogar so groß, heißt es in der Studie, daß die Reaktionen sich schwer in bestimmten Kategorien zusammenfassen lassen. „Es gibt Fälle, in denen von einem regelrechten Kurzschluß zwischen der heutigen Lage und dem Innern des Menschen gesprochen werden kann. Das Dunkle gewinnt das Übergewicht, man verfällt in eine Art von Apathie und läßt sich steuerlos treiben

oder verfällt in ein passives, irrales Heimweh nach der Vergangenheit.“ Auch diese Erscheinung läßt sich bei den Einheimischen feststellen. Meistens ist nicht die Lage an sich ausschlaggebend, sondern fast immer die Vorstellung, die man sich von der Lage bildet. Die Reaktion auf eine unerträgliche Situation ist dann häufig eine mehr oder weniger aktive Flucht in die Arbeit, in die Familie, „ein Sich-Abschließen vor der drohenden feindlichen Welt, der Situation im allgemeinen oder den Mitmenschen im besonderen“. Aus allen Berichten geht eindeutig hervor, in wie hohem Maße die heutige Lage persönlich wie auch gesellschaftlich desintegrierend wirkt — „manchmal durch eine rankünöse Protesthaltung, manchmal durch eine gesellschaftliche oder geistige Isolierung. Das individuelle Verhalten ist aber äußerst verschiedenartig.“

Politische Einstellung

Bekanntlich war der Kreis Fallingborstel bis 1945 stark nationalsozialistisch gesinnt, besonders die Frauen. Auffallend war jedoch, „daß unter der im übrigen so homogenen Bauernbevölkerung die Stimmung so stark gespalten war: neben fanatischen Anhängern des Nationalsozialismus fand man eine Minderheit von ebenso leidenschaftlichen Gegnern... Besonders der Mittelstand und ein Teil der Intellektuellen waren nazifreundlich, also das gewöhnliche Bild.“ Die nach 1945 einsetzende Entnazifizierung, oft von Voreingenommenen oder solchen durchgeführt, die die einheimische Bevölkerung nicht kannten, machte die Leute politisch kopfscheu. Eine Ausnahme bildeten die Arbeiter. „Bei ihnen blieb der sozialistische Gedanke lebendig, obwohl sie ‚Kraft durch Freude‘ willig angenommen hatten.“ Die Bevölkerung des Kreises Fallingborstel fühlt heute vorwiegend mehr monarchisch als westlich-demokratisch. Durch die heutige Notlage ist das politische Bild beschränkt. „Man denkt, daß Deutschland allein das Elend und Leid der Welt zu tragen habe und daß die Welt abhängig sei von der Wiedervereinigung Deutschlands. Man neigt dazu, in Deutschland wiederum den Mittelpunkt Europas zu erblicken.“ Wenn auch von einer Rassenideologie nichts mehr übrig und auch der Antisemitismus praktisch verschwunden ist, „so lebt der Nationalismus doch kräftig fort“. Im Gegensatz zur Kriegsgeneration des Ersten Weltkrieges ist die aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangene Generation ohne jedes politische Interesse. „Die Bauern erkennen nach wie vor an, daß die Nazizeit einige für sie gute Maßnahmen gebracht habe; aber mit der politischen Ideologie haben sie völlig gebrochen, und sie halten sich fern von jeder aktiven Parteipolitik.“ „Von einem blühenden Parteilieben kann man also im Kreise Fallingborstel schwerlich sprechen... Soweit es eine parteipolitische Ausrichtung gibt, neigen die Bauern, der Mittelstand und die Intellektuellen nach rechts, die Arbeiter dagegen nach links, während die Flüchtlinge im BHE eine eigene Partei haben.“ Das bedeutet jedoch noch nicht, daß die Flüchtlinge politisch einheitlich interessiert wären. Das Gegenteil ist der Fall. „Man hat unter zu sehr verschiedenen Regimen gelebt, als daß man auch nur die geringste ‚communis opinio‘ hätte.“ Unter ihnen ist besonders wieder die Gruppe derer groß, die auf Grund der Not und der Anpassungsschwierigkeiten aus dem öffentlichen Leben geflüchtet sind und sich von der Gesellschaft isoliert haben. Dazu kommen die, die es aufgeben, etwas von der politischen Lage zu verstehen, und die sich ebenfalls geistig

isolieren. „Auch die Angst aus der Zeit der Diktatur wirkt noch fühlbar nach.“

Unter den aktiven Haltungen variieren die Schattierungen von „extrem dagegen“ bis „für“ die heutige Regierungsform. „Besonders unter den preußischen Flüchtlingen findet man öfters noch eine kaum verdeckte Nazimentalität.“ Es fanden sich sowohl unter Einheimischen wie Flüchtlingen eine Anzahl Leute, die eine gewisse allgemein-demokratische und internationale Gesinnung oder wenigstens Interesse dafür zeigten, ohne indessen Mitglieder einer Partei zu sein. „Man bekommt den Eindruck, daß diese Menschen zuviel durchgemacht haben, zuviel von der Welt gesehen haben und zuviel mit Andersdenkenden in Kontakt gewesen sind, als daß sie sich noch in das Mieder einer politischen Partei mit einer eigenen Ideologie und Disziplin zwängen könnten. Sie verfügen aber über genug Wirklichkeitssinn, um die heutige Regierungsform als die unter heutigen Umständen bestmögliche anzunehmen. Von Dankbarkeit oder Begeisterung für diese Regierung ist aber gar nicht die Rede. Man fühlt nicht republikanisch.“

Die Haltung gegenüber der Zukunft

Die Studie ist der Ansicht, es sei durchaus denkbar, daß die Zuwanderung von Flüchtlingen die Einheimischen, „die sich in ihrer Existenz bedroht fühlen oder den Eingriff in die vertraute Umgebung und Gesellschaft nicht vertragen können“, geneigt machen könnte, aus dem Kreise auszuwandern. Davon sei indessen gar nichts zu spüren. „Die Einheimischen wollen bleiben, wo sie sind, und sich, wo nötig, gegen die Flüchtlinge aufs heftigste verteidigen.“ Das hat zur Folge, daß die Einheimischen im allgemeinen die Konsolidierung ihrer eigenen Lage als einzige Zukunftserwartung haben. „Von sozialpolitischem Idealismus läßt sich nur ausnahmsweise etwas bemerken...“ Daher könne man, so wird in der Studie festgestellt, nur wenig konstruktive Mitwirkung von dieser Seite bei der Einfügung und Anpassung der Flüchtlinge erwarten. „Hartnäckig hält man fest an der Unmöglichkeit, um in dieser Weise die Wiedereroberung des Ostens zu erzwingen.“

Ein derartiges Verhalten gilt auch für die Flüchtlinge. Aber man ist durchwegs unsicher, ob sich diese Zukunftserwartungen überhaupt realisieren lassen. Die Reaktionen auf diese Unsicherheit sind wiederum persönlich sehr verschieden. Sie lassen sich umschreiben mit Apathie einerseits und einer Flucht vor Verantwortung andererseits. Wo Zukunftserwartungen gehegt werden, denkt man zunächst an die eigene Person, an die Familie. „Eigenartig ist es, daß man bei so vielen Flüchtlingen zwar die Meinung vorfindet, daß sie als Gruppe alle oder doch zum größten Teil nach dem Osten zurückkehren müßten, aber daß sie sich individuell alle Mühe geben, um sich im Kreis sesshaft zu machen. Vielleicht unterliegt man hier einer Selbsttäuschung, oder man will sein Gewissen beschwichtigen, da man ja in Wirklichkeit mit dieser Haltung dem Osten untreu wird. Die Treue zum Osten ist allmählich zu einer Mythe geworden und stürzt die Menschen in widerstrebende Gefühle.“

Religiöses Leben

Der Kreis Fallingborstel ist von Haus aus evangelisch. Durch den Flüchtlingsstrom kam ein starkes katholisches Element in den Kreis. Die Ankunft der Flüchtlinge hat das religiöse Leben im Kreise wohl etwas stimuliert, es

bietet aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, das gleiche Bild, das das Verhalten der Einheimischen und Flüchtlinge gegenüber der Gegenwart im allgemeinen aufweist. Bemerkenswert ist, daß, während die „Hitler-Generation“ in der Kirche fehlt, die jüngere Generation wieder angezogen wird — „teils durch den Einfluß der Kirche, teils durch das Bedürfnis der Jugend selbst“. Die männliche Bevölkerung ist wegen der Konkurrenz von Sport, Kino und Technik am schwersten zu erreichen. Da alle Verhältnisse durcheinandergerüttelt sind, gibt es zahlreiche Mischehen, wobei meistens der katholische Partner evangelisch wird. Die religiöse Unwissenheit ist unter den Katholiken sehr groß. Die Pfarren sind durchwegs noch sehr jung, verschiedenartig und weit zerstreut. Obwohl man gegenseitig die andere Konfession ablehnt, ist das persönliche Verhältnis zu den Angehörigen anderer Konfessionen gut. Dieses Verhältnis, von dem die Studie meint, es könne eine gegenseitige Anpassung fördern, ist nun keineswegs Ausdruck echter Toleranz, sondern viel eher ein Zeichen des allgemeinen Desinteresses, der Apathie, häufig auch von praktischer Ungläubigkeit. Die Studie sagt daher auch, daß die konfessionellen Fragen „bei der Mehrheit der Einheimischen außerhalb des Kreises ihrer Interessen liegen“. Bei den Flüchtlingen ist es zum Teil anders. Man findet dort häufiger — nicht nur bei den Katholiken — ein intensives Glaubensleben und auch eine Beschäftigung mit religiösen Fragen, „sei es auch außerhalb des Verbandes mit der Kirche“. Im Resümee der Studie heißt es: „Nur ausnahmsweise begegnet man jedoch warmer Frömmigkeit bei einigen Katholiken und Evangelischen verschiedener Kreise und weiter bei einigen Repräsentanten von Sekten. Im allgemeinen fehlt jedoch der richtige Glaubenseifer. Dies hat seinen Vorteil, weil es die Gegensätze nicht extra verschärft und keinen Einfluß auf das politische Leben und die Gewerkschaftsbewegung ausgeübt hat... Von Schulkämpfen ist keine Rede. Andererseits aber fehlt dem öffentlichen Leben eine tiefere Triebkraft und ein Gewissen, was es immer der Gefahr aussetzt, ein Spielball der verabsolutierenden Ideologien zu werden.“

Folgerungen

Was hier über das Verhältnis der Einheimischen wie der Flüchtlinge speziell zum politischen Heute und zu Religion und Kirche festgestellt wird, dürfte in etwa für weite Bevölkerungskreise Westdeutschlands gelten. Die Amsterdamer Soziologen sehen in erster Linie in dieser Apathie und Interesselosigkeit eine Auswirkung der Umstrukturierung der Gesellschaft durch das Einströmen der Flüchtlinge; sie weisen jedoch auch immer wieder darauf hin, daß sich der Gesellschaftszerfall bereits weitgehend in den dreißiger Jahren vollzog und in der massenhaften, plötzlichen und erzwungenen Einwanderung nach 1945 nur seinen Höhepunkt erfuhr. Die Vernichtung aller Ordnungen unmittelbar nach dem Kriege überwinden zu wollen, hätte das deutsche Volk sicher bei weitem überfordert, auch wenn es damals Herr seiner Entschlüsse gewesen wäre. Was die Amsterdamer Wissenschaftler beunruhigt, ist die Tatsache, daß sich acht Jahre nach Kriegsschluß kaum Anzeichen für eine neue gesellschaftliche Ordnung abzeichnen, die das Ergebnis einer echten beiderseitigen Anpassung wäre. Immerhin gibt es einige Anknüpfungspunkte für eine konstruktive Politik:

1. Die Neigung der Menschen, sich im kleinen Kreis der Familie zu betätigen. Die Familie ist ja der Kern des

gesellschaftlichen Gefüges und muß daher den Ausgangspunkt für den sozialen Wiederaufbau bilden.

2. Es besteht ein starkes Verlangen nach einem eigenen Haus. Wenn man den Menschen ein eigenes Haus verschafft, so fördert man die Bindung an das Milieu und die Familienbildung.

3. Auffallend ist ferner ein starker Arbeitsdrang, der „zwar häufig Äußerung einer Flucht vor der Wirklichkeit ist, aber doch wohl im konstruktiven Sinne umzubeugen wäre“. (Zu diesem Zwecke wird in der Studie ein „Wohlfahrtsplan“ vorgelegt.)

4. Es ist wenig Neigung zum Weiterwandern vorhanden. Man fühlt das Bedürfnis nach Existenzsicherheit. Im gleichen Maße wie der Kontakt zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen durch Ehe und Familienbande gestärkt wird, wird auch die Bindung an die Landschaft zunehmen.

5. „Allmählich beginnen immer mehr Menschen unsicher zu werden in ihrer starren reaktionären Haltung. Manche von ihnen beginnen die Aussichtslosigkeit davon einzusehen; andere sind schwankend, aber gerade darin liegt ein Punkt, bei dem eine positive Beeinflussung einsetzen kann, wenn man den richtigen Augenblick zu wählen versteht.“

6. „Es ist ein durch die Bedrohung aus dem Osten und vielleicht auch durch verschwommene Schuldgefühle genährter Drang zur Annäherung an den Westen vorhanden, ein Drang auch, auf den Westen einen guten Eindruck zu machen. Die Menschen sind zugänglich für allgemeindemokratische und europäisch-internationale Ideen, und dies verstärkt in willkommener Weise die soeben genannte Neigung.“

7. „Geistige Interessen treten deutlich hervor; sie bieten einen Anknüpfungspunkt für Bildung der Persönlichkeit in demokratischem Sinne — nicht durch ‚Lehrgänge über Demokratie‘ oder durch Parlamentsbesuch, sondern durch Konfrontation mit dem demokratischen Lebensstil, u. a. durch Kontakt und Austausch mit den westlichen Ländern.“

**Konfessionen
im deutschen
Bundesheer**

Gegenüber den von namhafter lutherischer Seite erhobenen Vorwürfen, der Bundesminister für die Verteidigung, Theodor Blank, habe sein Ministerium einseitig mit Katholiken besetzt, hat jetzt der Minister die konfessionelle Zusammensetzung seines leitenden Personals bekanntgegeben. Danach sind Katholiken: der Minister, ein Staatssekretär, zwei Ministerialdirigenten, drei Ministerialräte, ein Regierungsdirektor, sechs Oberregierungsräte, sieben Obersten und acht Oberstleutnante. Evangelischer Konfession sind dagegen: ein Ministerialdirektor, vier Ministerialdirigenten, sieben Ministerialräte, zwei Regierungsdirektoren, 18 Oberregierungsräte, drei Generale (unter denen also kein Katholik ist), 54 Obersten und 57 Oberstleutnante. Das zahlenmäßige Verhältnis beträgt daher in den führenden Stellen 29 Katholiken gegen 146 Protestanten. Angesichts dieses Verhältnisses kann man sich auch nicht darauf hinausreden, die Lutheraner seien nur an den „Schlüsselstellungen“ interessiert. Es scheint vielmehr, als seien die Vorwürfe nur erhoben, um konfessionellen Streit zu suchen. Oder will man eine Armee — ohne Katholiken?

**Der Papst über
europäisch-
amerikanische
Freundschaft**

Der „Congress of European American Associations“, der seine 5. Jahrestagung in Rom abhielt, hat am Sonntag, dem 18. September, den Heiligen Vater in seiner Sommerresidenz in Castel Gandolfo aufgesucht. In seiner Ansprache an die Teilnehmer dieses Kongresses sagte der Papst:

„In letzter Zeit sind von den Völkern des Abendlands beträchtliche Anstrengungen gemacht worden, um Wege zu finden, die einen dauerhaften Frieden sichern. Die Staatsoberhäupter bieten alles auf, um die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Formeln zu finden, die die oft schwachen Bande zu stärken vermögen, die die Nationen miteinander verbinden. Diese Versuche haben zweifellos die größte Bedeutung. Doch sie setzen auf unterer Ebene, zwischen den Völkern selber, ein Verständnis, ein gegenseitiges Einvernehmen voraus, das den Arbeiten der führenden Männer als hinreichend feste Grundlage dienen kann und eine ernsthafte Garantie für Beständigkeit bietet. Darum billigen Wir aufs höchste das Ziel, das sich der ‚Congress of European American Associations‘ gesetzt hat . . .“

„Wir beabsichtigen nicht, die äußerst vielfältigen Gesichtspunkte durchzugehen, die Ihre Tätigkeit in den verschiedenen Ländern bietet. Wir möchten nur einige der leitenden Ideen hervorheben, die einer besonderen Beachtung wert sind.“

Der Heilige Vater wies dann auf die verschiedenen Beziehungen hin, die die Völker einander näherbringen können: gegenseitiges Sichkennenlernen, Tourismus und kultureller Austausch, regelmäßiger Austausch zwischen Wissenschaftlern, Technikern und Unternehmern, Übersetzung wissenschaftlicher und literarischer Werke, Kunstausstellungen.

„Aber mit einer reichen und exakten Information oder auch mit einem rein intellektuellen Sichkennenlernen ist es noch nicht getan, wenn eine echte Zusammenarbeit zustande kommen soll . . . Es ist notwendig, bis zu den Voraussetzungen sittlicher und religiöser Ordnung, bis zu den Prinzipien, die die innersten Haltungen der Angehörigen eines Volkes bestimmen, vorzustoßen. Die Völker des Abendlandes haben die bedeutende Hilfe zu schätzen verstanden, die Amerika ihnen nach dem Zweiten Weltkrieg gewährt hat und die es ihnen ermöglichte, die schweren Schäden zu überwinden, die sie erlitten hatten, und ihre Industrien wiederherzustellen und zu modernisieren. Niemand kann die Großzügigkeit und Hochherzigkeit verkennen, von der diese Hilfe zeugt. Wir möchten aber glauben, daß sie über ihre wirtschaftliche Bedeutung und ihr beredtes Zeugnis hinaus die Ausbreitung einer höheren Auffassung vom Menschen und von der menschlichen Gesellschaft vorbereiten hilft. Die Zivilisation der Völker des Abendlandes kann nicht in einem Materialismus untergehen, der, mindestens unausgesprochen, sein Ideal im Genuß der Bequemlichkeiten des Leben sieht; sie muß sich vielmehr die Befreiung der geistigen Werte zum Ziel setzen, die in vielen modernen Einrichtungen so hart bekämpft werden. Wenn es nur zu offenkundig ist, daß böse Tendenzen, Kräfte der Erniedrigung und Zersetzung ununterbrochen das Herz des einzelnen und des Kollektivgewissens der Nationen angreifen, muß man sich dann nicht auf jeder Stufe der Sozialordnung, in Familie, Ar-

beits- und Freizeitmilieu, politischen und kulturellen Organisationen, darum bemühen, die Faktoren der Demoralisierung und alles, was den Egoismus und den Geist des Genusses oder der Herrschaft unterhält, lahmzulegen? Gewiß fehlt es weder auf dieser noch auf jener Seite des Ozeans an Männern, die sich bemühen, so treu wie möglich den Forderungen ihres Gewissens zu entsprechen und Gerechtigkeit und Liebe in ihrem Milieu zur Herrschaft zu bringen. Diese nun müssen handeln. Wir glauben, daß die grundlegenden christlichen Wahrheiten die geeignetste Kraft darstellen, die theoretischen Prinzipien und die praktischen Mittel zu liefern, dieses Ideal zur Wirklichkeit werden zu lassen . . .“

Die Ordensleute in den kommunistischen Ländern

Die Acta Apostolicae Sedis (Bd. 47, Nr. 9, S. 519) haben ein Dekret der Ordenskongregation an die Ordensleute veröffentlicht, die in kommunistischen Ländern, besonders in der Tschechoslowakei und in Ungarn, aus ihren Klöstern vertrieben worden sind. Die Ordenskongregation stellt fest, daß diese Ordensleute nicht die Zugehörigkeit zu ihren Orden verlieren, sondern als rechtmäßig von ihrem Kloster und ihrer Ordensgemeinschaft abwesend zu betrachten sind. Infolgedessen bleiben sie im Genuß aller ihrer Rechte und Privilegien und sind auch verpflichtet, ihre Gelübde und Ordensregeln zu beobachten, soweit ihnen das möglich ist. Sie werden ermahnt, nicht wankend zu werden in dem Wunsch nach Rückkehr in die klösterliche Gemeinschaft und die Verbindung zu ihren Oberen nach Maßgabe des Möglichen aufrechtzuerhalten und zu pflegen. Ersatzweise sollen sie sich an die Bischöfe halten, die ihrerseits beauftragt werden, sich der vertriebenen Ordensleute mit besonderer Hirtenliebe anzunehmen. Das Wesen des Ordensstandes, so schließt das Dekret, besteht in der Hingabe des eigenen Lebens als Opfer mit Christus. Diese wesentliche Haltung kann den Ordensleuten durch keine Ungunst der äußeren Umstände genommen werden.

Ein Jahrzehnt „Unitas“ in Rom

Vom 30. Oktober bis 1. November 1955 fanden im Palast der Apostolischen Cancellaria zu Rom die Gedenkfeiern der am 18. Juni 1945 mit Genehmigung Pius' XII. von Professoren, Schriftstellern, Priestern und Laien gegründeten „Unitas“ statt, einer internationalen Vereinigung zur Förderung des gegenseitigen Verstehens unter gläubigen Christen und ihrer Rückkehr zur Einheit, besonders auch zum Studium der Ökumenischen Bewegung. Ihr Präsident ist seit Anfang P. Charles Boyer SJ, Studienpräfekt der Päpstlichen Universität Gregoriana, neuerdings auch Vorsitzender des Exekutivausschusses der internationalen „Katholischen Konferenz für ökumenische Angelegenheiten“, der bedeutende Theologen aller Länder angehören. Unter den Mitgliedern des Beirates der „Unitas“ finden sich namhafte Persönlichkeiten der römischen Institute, vor allem für die Ostkirchen, darunter P. Carlo Balic OFM, Präsident der Internationalen Marianischen Akademie und Organisator der Marianischen Kongresse. Seit 1946 unterhält die „Unitas“, die Gruppen in Italien, Frankreich, Belgien, Kanada und der Türkei errichten konnte, die gleichnamige Vierteljahrsschrift „Unitas“ in drei Ausgaben, einer italienischen, einer englischen und

einer französischen, die alle Probleme der Wiedervereinigung erörtern und chronistisch erfassen. Die Zentrale der Vereinigung ist in der Piazza Farnese 96 und wird von ihrem Sekretär, P. Germano Tomaino SA, betreut.

Am ersten Tage sprach in Anwesenheit des Kardinals Eugène Tisserant von der Kongregation für die Ostkirchen und des Kardinals Giuseppe Pizzardo vom Heiligen Offizium P. Balic OFM über „Maria und die Kirche des Schweigens“. Unter den zahlreichen Vertretern päpstlicher Kollegien bemerkte man auch Prälat Prof. Dr. Joseph Höfer, den geistlichen Botschaftsrat der Deutschen Botschaft beim Vatikan. Am folgenden Tage hörte die Versammlung in Anwesenheit des Kardinals Valerio Valeri einen Vortrag von P. Maurizio Gordillo SJ, Vizepräsident des Orientalischen Instituts, über „Maria, Mutter Gottes, die Hoffnung auf die Wiedervereinigung der Christen“. Ihm folgte P. Luigi Ciappi OP, der Theologe des Vatikans, mit einem zusammenfassenden Bericht über die Rufe des Heiligen Vaters zur Wiedervereinigung. Der Morgen des 1. November vereinte alle Freunde der „Unitas“ zu einem Pontifikalamt im byzantinischen Ritus, das Msgr. Giovanni Bucko, Erzbischof von Leucade, in S. Maria Maggiore zelebrierte. Am Nachmittag berichtete P. Charles Boyer SJ über die Ökumenische Bewegung und begrüßte als Gäste die Kardinäle Aloisi Masella, Gaetano Cicognani und Celso Costantini, von denen der letztere einen Vortrag über die Probleme der Union auf dem Missionsfelde hielt. Sämtliche Veranstaltungen wurden umrahmt durch feierliche Gesänge von Alumnen der verschiedenen Ostkirchen aus den römischen Kollegien. Sie legten Zeugnis davon ab, wie sehr es der „Unitas“ in stillem, unermüdlichem Apostolat gelungen ist, auf dem etwas felsigen Boden Roms starke Wurzeln zu schlagen und hier die Verantwortung für die ökumenische Aufgabe wach zu halten. Das ist keine geringe Leistung.

Sie wird seit einigen Jahren unterstützt durch das „Foyer Unitas“ in dem als Hospiz ausgebauten Palazzo Salviati, nahe dem Borgo S. Spirito am Tiber. Dieses Büro wird von den aus Holland stammenden „Frauen von Bethanien“ geleitet. Es hat sich die Aufgabe gestellt, auswärtigen nichtkatholischen Besuchern alle erdenklichen Erleichterungen beim Studium der römischen Sehenswürdigkeiten zu verschaffen, sie zu führen und zu beraten, daneben aber das Interesse der Katholiken Roms für die Fragen einer Wiedervereinigung der Christen zu wecken. Alljährlich werden hier Hunderte von Besuchern aus allen Ländern und Erdteilen in steigender Zahl mit allem versorgt, was sich der Fremde wünscht, der als ein gläubiger Christ den Mittelpunkt der katholischen Kirche nicht nur als Museum, sondern auch sein inneres Leben kennenlernen möchte.

Spanien und der Priestermangel in Südamerika

Die Herder-Korrespondenz hat in den letzten Jahren immer wieder auf den akuten Priestermangel in Lateinamerika und dessen mögliche Auswirkungen für den Weltkatholizismus hingewiesen. Auch von den spanischen Bemühungen um eine seelsorgliche Zusammenarbeit mit dem amerikanischen Subkontinent haben wir öfter berichtet (vgl. zuletzt 8. Jhg., S. 353, und 9. Jhg., S. 203). Jetzt hat der neue Erzbischof von Zaragoza, C. Morcillo González, in der Priesterzeitschrift „Incunable“ ein Projekt veröffentlicht, das, falls es verwirklicht werden könnte,

eine spürbare Hilfe für die südamerikanischen Länder bedeuten würde.

Nach diesem Plan könnte Spanien in weniger als 10 Jahren Lateinamerika 7000 bis 8000 Geistliche zur Verfügung stellen. Nach Erzbischof Morcillo zählt Spanien jährlich 1500 bis 1700 Neupriester. Zwar seien noch nicht überall die Lücken aufgefüllt, die durch den Tod von 7282 Geistlichen im Bürgerkrieg entstanden. Man könnte aber etappenweise vorgehen und zwar folgendermaßen:

1. Alle Priester, die in Zukunft geweiht werden, erklären sich bereit — wenn sie wollen —, fünf Jahre lang in einer spanischen oder lateinamerikanischen Diözese, die ihnen zugewiesen wird, zu arbeiten.

2. Im ersten Jahr, 1956, soll ein Fünftel der spanischen Neupriester in spanische Diözesen, die unter Priester-mangel leiden, und ein weiteres Fünftel nach Lateinamerika geschickt werden. Dazu kommen noch diejenigen, die sich darüber hinaus freiwillig melden.

3. Im zweiten, dritten und vierten Jahr soll ein Fünftel der Neupriester in anderen spanischen Bistümern arbeiten, zwei Fünftel sollen nach Südamerika geschickt werden.

4. In den nächsten zwei Jahren soll ein Fünftel der Neupriester für die bedürftigen spanischen Diözesen zur Verfügung stehen, während drei Fünftel nach Südamerika geschickt würden. Am Ende des fünften Jahres sollen dann die zuerst Ausgeschickten in ihr Bistum heimkehren.

5. Nach dem siebten Jahr soll die innerspanische Hilfe an bedürftige Diözesen eingestellt werden; von diesem Zeitpunkt an sollen alle Neupriester Lateinamerika zur Verfügung stehen.

Das neue Studien-jahr der Mission de France

Ende Oktober hat das Seminar der Mission de France in Pontigny (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S.

39, 64, 507) seinen zweiten Jahrgang eröffnet. 111 Schüler sind gegenwärtig in Pontigny eingeschrieben, darunter 46 neue. Der Mission de France gehören heute 194 Priester an, die in 35 französischen Diözesen arbeiten. Vor allem die Landbevölkerung hat aber weiterhin immer noch einen großen Bedarf an Priestern, die gerade diese Arbeit unter dem armen, entchristlichten, von der modernen Technisierung überrannten Landvolk mancher Gegenden Frankreichs wirklich verstehen.

Obwohl die Versammlung der Kardinäle und Erzbischöfe Frankreichs, die am 12. und 13. Oktober ihre Herbsttagung in Paris abgehalten hat, bisher außer einer Erklärung zu den nordafrikanischen Ereignissen nichts veröffentlicht hat, hat man allgemein angenommen, daß sie sich mit Fragen der Mission de France befassen werde. Jedenfalls sollte ihr eine Zusammenkunft der Mitglieder der Bischofskommission für die Mission de France vorausgehen, und um diese vorzubereiten, haben zwei der Kommission angehörige Bischöfe, Msgr. Marty von Saint-Flour und Msgr. Guiller von Pamiers, zusammen mit etwa 30 Priestern der Mission de France eine kurze Zusammenkunft in La Souterraine (Creuse) im September abgehalten. P. Debruyne, einer der Teilnehmer an dieser Sitzung, hat danach erklärt, die Gegenwart der Priester der Mission de France unter dem armen Landvolk sei nötiger denn je. „Es handelt sich für die Kirche nicht darum, die Entwicklung dieser ländlichen Welt in die Hand zu nehmen, aber die Landpriester der Mission de France müssen sich der Schwierigkeiten dieser Welt bewußt sein, müssen ein Ohr für die bäuerliche Welt haben,

in der sie leben, um ihnen die geistige Nahrung bringen zu können, die ihnen gleichzeitig erlauben wird, sich selbst zu vollenden und das Reich Gottes zu vollenden.“

Gruppen von Priestern der Mission de France arbeiten auch in den Städten, zumal in den Arbeitervorstädten. Aber die Sorge der Bischofskommission scheint zu beweisen, daß die dringlichere Aufgabe für die Mission de France auf dem Lande liegen wird.

Sind unsere Begräbnisse noch christlich?

Die französische Zentralstelle für Seelsorge und Liturgie, das „Centre de Pastorale liturgique“, hat Anfang

September, wie alljährlich, ihre Tagung in Versailles gehalten und diesmal die seelsorglichen Probleme der Beerdigung zum Thema gewählt. Dieses Thema hat einen besonders deutlichen Zusammenhang mit dem Hauptanliegen des „Centre de Pastorale liturgique“, das darin besteht, unserer Zeit wieder das Ostergeheimnis als Zentralgeheimnis des Christentums und als Kern der christlichen Liturgie ins Bewußtsein zu rufen. Die Beerdigungsriten der Kirche stehen ja im engsten Zusammenhang mit dem Glauben an die Auferstehung. Denn mit dem Tod tritt jeder einzelne Christ in Christi Auferstehung mit ein.

Die Tagung war von 500 Priestern besucht, die sich von diesem theologischen Fundament der christlichen Beerdigungsriten allerdings sehr bald dringenden praktischen Problemen zuwenden mußten. Eine vorhergehende Enquete hatte eindeutig bewiesen, daß die christliche Beerdigung für viele Menschen heute nur noch eine soziale Angelegenheit ist: der Priester gehört eben zu einer richtigen Beerdigung. „Viele Menschen, die niemals praktiziert haben, werden christlich begraben; eine große Zahl von Männern und Frauen betreten eine Kirche nur, wenn sie Beerdigungen beiwohnen.“ Hier gilt es also, eine ganze Geisteshaltung umzuwandeln.

Die unerläßliche Vorbedingung dafür ist, daß der Priester selber die Geheimnisse von Tod und Auferstehung meditiert hat, und zwar von den Texten der Liturgie ausgehend; nur dann kann er den Menschen auf den Tod vorbereiten und die Begräbnisliturgie mit Überzeugung feiern. Gewiß folgt daraus dann auch das Problem, wie diese Feier heute sinngemäß und verständlich vollzogen werden kann. Dazu muß zunächst aber die biblische Quelle der Riten wieder verstanden werden. Von hier aus stellen sich dann die praktischen Fragen der Katechese und des echten Vollzugs. Die Vorträge der obengenannten Tagung sind deutsch erschienen in dem Buch „Das Mysterium des Todes“, Frankfurt 1955 (vgl. die Welt der Bücher, 4. Heft S. 177).

Die Schulfrage in Belgien

Nachdem die sogenannte Lex Col-lard, das neue belgische Schulgesetz für die mittlere Schulstufe — Mittelschulen, technische und Berufsschulen und Lehrerbildungsanstalten —, vor Beginn der Parlamentsferien Ende Juli vom Parlament und Senat angenommen worden war und kurz darauf durch Unterschrift des Königs Gültigkeit erlangt hatte (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 200, 297, 347, 493, 539), hat eine Zeitlang eine gewisse Ruhe zwischen den streitenden Parteien in Belgien geherrscht. Es blieb aber eine sehr gespannte Stimmung bestehen. Sie wurde bei der katholischen Lehrerschaft da-

durch gesteigert, daß der Staat, der sie nach dem neuen Gesetz unmittelbar besolden wird (während er vorher Beiträge an die Schulen als solche bezahlte und die Schule ihrerseits den Lehrern ihr Gehalt gab), ihnen zunächst einmal dreieinhalb Monate lang überhaupt nichts bezahlte. Erst nach Beendigung der Parlamentsferien wurden Kommissionen eingesetzt, die nun in fiebriger Eile für die Lehrer im mittleren katholischen Unterrichtswesen Personalakten anlegen müssen, auf Grund deren sie ihr Gehalt ausgezahlt bekommen können. Inzwischen mußten die freien Schulen mit Vorschüssen aus eigenen Mitteln einspringen, die naturgemäß unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht allzu hoch sein konnten.

Der belgische Episkopat seinerseits hat sich keineswegs mit der Lex Collard abgefunden. Der Bischof von Brügge, Msgr. De Smedt, hat z. B. am 28. August in allen Pfarreien seiner Diözese einen Hirtenbrief verlesen lassen, in dem er von einer „religiösen Verfolgung“ in Belgien spricht. Er fordert die katholischen Eltern auf, der katholischen Schule treu zu bleiben; eine rein humanistische Moral reiche nicht aus, um die Kinder zu erziehen.

Am 3. und 4. September fand in Brüssel in Anwesenheit des gesamten belgischen Episkopats ein Nationalkongreß der christlichen Erziehung statt, dessen Anlaß die 25-Jahrfeier der Erziehungsenzyklika Pius' XI. *Divini illius Magistri* bildete. Papst Pius XII. hatte aus diesem Anlaß einen Brief an den Primas von Belgien, Kardinal van Roey, gerichtet, in dem er die Bedeutung der katholischen Schule betonte. Am Sonntag, dem 4. September, weihte Kardinal van Roey vor der Nationalbasilika auf dem Koekelberg in Brüssel in Anwesenheit von etwa 150 000 aus dem ganzen Land herbeigeeilten Katholiken das katholische Unterrichtswesen dem Allerheiligsten Herzen Jesu.

Kurz nach Beginn des neuen Universitätsjahres Anfang Oktober kam es in Löwen wieder zu heftigen Studentenunruhen, Studienstreiks und Straßenumzügen, bei denen Pflastersteine geworfen und Verkehrswege ungangbar gemacht wurden, so daß der Rektor der Universität offiziell seine Mißbilligung dieser Maßnahmen aussprechen mußte. In der Tat ist aber die große katholische Universität Löwen mit ihren 11 000 Studenten von der verhängnisvollsten der Bestimmungen der Lex Collard getroffen, die zwar nicht so unmittelbar einschneidend ist wie die finanziellen Kürzungen und darum leicht in den Hintergrund rückt, in Wahrheit aber das katholische Bildungswesen am tiefsten trifft: die Regierung erkennt nach dem neuen Gesetz die Diplome der freien Universität Löwen nicht mehr an; die Studenten müssen ergänzende Prüfungen vor einer staatlichen Kommission ablegen, wenn sie in den Staats- oder den Schuldienst eintreten wollen (auch in katholische Schulen). Damit ist die bedeutendste Universität des ganzen Landes diskreditiert. Auch in Antwerpen haben am 27. Oktober wieder gegen 400 Studenten gegen die Lex Collard durch drastische Manifestationen protestiert.

Um den Ausfall finanzieller Unterstützung der katholischen Schulen durch den Staat einigermaßen auszugleichen, versucht man vorläufig, einen Hilfsfonds durch eine Organisation katholischer Bankiers und Industrieller für die freien Schulen aufzubringen. Auch die holländischen Katholiken wollen den belgischen Schulen mit finanzieller Unterstützung zu Hilfe kommen. Nach der Wiedereröffnung des Parlaments herrscht zunächst eine

gemäßigte Stimmung, in der beide Parteien die weitere Entwicklung abwarten. Aber da der belgische Episkopat seine Widerstandspareole nicht zurückgenommen hat und die Erbitterung zumal im flämischen Landesteil unvermindert fort dauert, ist mit einer stillen Beilegung der Spannung nicht zu rechnen.

Zwei neue Bistümer in den Niederlanden

Am 8. Oktober hat der Heilige Stuhl die beiden Diözesen Groningen und Rotterdam in den Niederlanden errichtet. Das neue Bistum Groningen, das bereits im 16. Jahrhundert Bistum war, wird sich sehr wahrscheinlich zusammensetzen aus den Provinzen Groningen, Friesland, Drenthe und Nord-Ost-Poldern, die seit 1853, dem Jahr der Wiedererrichtung der Hierarchie in den Niederlanden, zum Erzbistum Utrecht gehörten. Die Diözese Rotterdam wird sich mit der Provinz Südholland und den Inseln von Seeland decken, die zusammen mit Nordholland bisher die Diözese Haarlem bildeten. Die Errichtung der beiden neuen Diözesen geht also zu Kosten der beiden größten kirchlichen Verwaltungseinheiten des Landes, Utrechts und Haarlems, in denen über die Hälfte der 4 Millionen Katholiken des Landes wohnten. Die Niederlande werden demnach in Zukunft ein Erzbistum (Utrecht) und sechs Bistümer (Haarlem, Rotterdam, Breda, s'Hertogenbosch, Roermond, Groningen) aufweisen.

Evangelische Bibel mit kirchlicher Druckerlaubnis

Zum ersten Male erhielt eine evangelische Bibel das Nihil obstat und die kirchliche Druckerlaubnis. Erzbischof-Koadjutor Bernhard Alfrink, der am 3. November von Papst Pius XII. als Nachfolger des verstorbenen Kardinals de Jong zum neuen Erzbischof von Utrecht ernannt wurde, erteilte sie am 24. Oktober der in friesischer Sprache geschriebenen mehrbändigen Biblischen Geschichte des Alten und Neuen Testaments in der Übersetzung des friesischen evangelischen Theologen Ulbe van Houtan. Er empfahl zugleich das Werk und nahm es in die Liste der Lehrbücher für den katholischen Unterricht an friesischen Schulen auf. Die friesische Übersetzung der Psalmen, des *Dies irae*, sowie anderer katholischer Hymnen des protestantischen Dichters Fedde Schurer wurden ebenfalls mit dem Imprimatur versehen. Eine friesische evangelische Ausgabe der Nachfolge Christi wurde zudem von dem niederländischen Karmeliter, Prof. Titus Brandsma, den Katholiken empfohlen.

Nach dem Kanonischen Recht besteht ein Leseverbot für evangelische Bibelausgaben, doch kann der Ordinarius für seinen Amtsbereich Ausnahmen gestatten.

Aus der totalitären Welt

Chronik der tschechoslowakischen Kirchenverfolgung

Kirchliche Stellen der Tschechoslowakei haben sich schon öfters mit Mitteilungen über das religiöse Leben in ihrem Vaterlande an die katholische Öffentlichkeit in Westeuropa gewendet. In nachdrücklichster Weise geschah das durch eine 96 Seiten starke reich bebilderte Broschüre mit dem Titel „Gott zum Lob“, die in den westeuropäischen Hauptsprachen verbreitet wurde. Sie ist zwar nicht von einer amtlichen kirchlichen Stelle her-

ausgegeben, sondern vom slowakischen St.-Adalbert-Verein und von der tschechischen katholischen Caritas, die bekanntlich von der kirchlichen Jurisdiktion unabhängig sind. Aber die Bischöfe Picha, Lazik und Cársky haben an dem Werk mitgearbeitet.

Bischofsworte

Bischof Picha von Königgrätz charakterisiert die Broschüre: „Unser Büchlein ist ein Querschnitt aus dem Leben der katholischen Volksschichten in der Tschechoslowakei, in der unsere Heilige Kirche in völliger Freiheit ihre religiöse Tätigkeit entfaltet und um das Heil der unsterblichen Seelen der ihr anvertrauten Söhne und Töchter Sorge trägt.“

Bischof Lazik von Tyrnau berichtet leider allzu kurz über den Stand des religiösen Lebens, wie er das mehrmals im Jahre tut, in dem dankenswerterweise regelmäßig übersandten Bulletin seines großen Bistums mit 1,2 Millionen Katholiken in 430 Pfarreien. Er schreibt, daß der apostolische Sendungsbefehl in der Tschechoslowakei erfüllt wird. Bischof und Klerus spenden die Sakramente, bringen das Meßopfer dar und predigen das Wort Gottes „auch in den Schulen und im täglichen Verkehr mit den Pfarrkindern“. Das ganze Land habe heute 4250 katholische Pfarrgemeinden. „In allen geht das religiöse Leben seinen regelmäßigen und ungestörten Gang.“ Besonders hebt der Bischof die Abendmessen, Wallfahrten und traditionellen Kirchenfeste hervor.

Der Staat „hat für die Bedürfnisse der römisch-katholischen Kirche großes Verständnis“, wie es dann in dem Beitrag weiter heißt. Er gewährt den Geistlichen „ein angemessenes Einkommen“ und trägt zur Erhaltung der Kirchengebäude bei. Im Jahre gibt er für den letztgenannten Zweck etwa 8 Millionen Mark aus. Der Bischof hebt dann noch die seelsorglichen Bemühungen des Klerus hervor, der durch häufige Exerzitien auf seine eigene Heiligung bedacht ist, und schreibt zum Schluß: „Die Zielsetzung unseres religiösen Lebens, dessen grundlegendes Gesetz die Liebe zu Gott und dem Nächsten ist, bedeutet: durch gegenseitiges Verständnis und allgemeine Verbrüderung ein für allemal aus dem Leben der Menschheit das Gespenst des Krieges zu verbannen. Vom Geist des Friedens, der Liebe, der Gerechtigkeit, des gegenseitigen Verständnisses sind unsere Worte der Frohbotschaft getragen: diesem Zweck dient die Heiligung der Seelen. In diesem unserm Bestreben werden wir niemals ermatten.“

Die Broschüre enthält sodann ein Schlußwort von Bischof Cársky, Kaschau. Auch er betont, daß die Geistlichkeit sich ihrer apostolischen Sendung voll bewußt ist, treu zu Papst und Kirche hält und den Gläubigen die Wahrheit und die Gnade vermittelt. „In diesem Geiste wird auch der Priesternachwuchs in der Tschechoslowakei erzogen.“ Die Kirche sieht es aber auch als ihre Pflicht an, den Gläubigen „bei der richtigen und zweckdienlichen Lösung von Problemen wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Art zu helfen“. „Diese Einstellung zu dem Gegenwartsgeschehen führt die Kirche und ihre Repräsentanten dazu, bei dem Aufbau eines neuen Lebens und bei der Beseitigung der Übelstände der alten Gesellschaftsordnung: der schreienden Besitzunterschiede, der Arbeitslosigkeit, der unzulänglichen Fürsorge für die Familie, der veralteten Methoden der Bodenbearbeitung u. a., hilfreiche Hand mit anzulegen.“ Die Kirche begrüße den wirtschaftlichen Aufschwung und die Bemühungen des Staates zur Hebung des

Wohlstandes. Sie erblicke in ihrer Unterstützung eine Anwendung des Gebotes der Nächstenliebe. Ferner wirke die Kirche besonders für den Weltfrieden und bitte dafür auch um die Unterstützung der Glaubensbrüder im Westen.

Das kirchliche Leben

Diese Orientierungen aus bischöflicher Feder sollen gemäß dem Zweck des Buches nun durch die übrigen Beiträge konkretisiert werden. Ein erster Aufsatz beschreibt das Leben der Priester. Er erzählt uns, welche Funktionen der Priester ausübt und daß die Anteilnahme des Volkes sehr groß ist, was auch Bilder bestätigen. Der Verfasser kommt zuletzt mit einem leisen Schuß von Sentiment auf den Religionsunterricht: „Die Köpfchen auf der Schulbank — denn bei uns wird Religionsunterricht in allen Grundschulen erteilt — schauen zu ihrem Seelenhirten auf und lauschen der Lehre des göttlichen Meisters.“ Dann schließt er mit Begeisterung darüber, daß die Priester auch am Leben des Volkes teilnehmen dürfen, und versteigt sich zu dem Satz: „Wir Priester in der Tschechoslowakei leben ein freudvolles Leben; denn wir sehen vor uns die immer schöner werdende Zukunftsperspektive für unser Vaterland und unser Volk. Und darüber freut sich auch unsere Mutter, die Heilige Kirche.“

Im nächsten Artikel führt Stehlik, der nach der Verhaftung von Erzbischof Beran vom Staat bestimmte „Kapitularkaplan“ von Prag, den Leser auf die „Fußstapfen unserer heiligen Patrone“. Der Aufsatz hat nicht sehr viel mit der Gegenwart zu tun, die das Ausland interessiert, abgesehen von dem Satz: „Ein enges Band verknüpft die tschechischen Priester-Patrioten, welche die tschechische Sprache und den Glauben an eine bessere Zukunft der tschechischen Nation und des Volkes bewahrt haben, mit der Gestalt Johans von Nepomuk.“

Über die Tätigkeit der ehemals kirchlichen, jetzt selbständigen Caritas berichtet deren Direktor, Jan Mára. Die Aufgaben der Caritas, sagt er, sind heute einfacher als früher, da die Sorge des Staates vieles übernommen hat. Die Caritas hat aber heute noch 115 Anstalten mit 9300 Betten, die in diesem Jahre noch auf über 10 000 vermehrt werden. Es handelt sich um „Altersheime, Versorgungsanstalten mit Asylcharakter, Anstalten für körperlich und geistig behinderte Kinder und Erwachsene, Anstalten für Geistliche sowie Erholungs- und Kurheime“. „Im ganzen kann man sagen, daß sich die katholische Caritas auf sehr schwierige Arbeitszweige der Anstaltspflege eingestellt hat.“ „Die Hauptfinanzquelle ist die großzügige Unterstützung des Staates.“ Seine Subvention betrug 1954 ungefähr 21 Millionen Mark. In den Heimen arbeiten Angehörige von 20 Frauenorden, an erster Stelle die Borromäerinnen in 18 Anstalten, die Armen Schulschwestern von Notre Dame in 13, die Schulschwestern vom hl. Franziskus in 10, die Vinzenterinnen in 8, andere Orden in einer kleineren Zahl von Anstalten. „Ordensschwwestern arbeiten auch in vielen staatlichen sozialen Anstalten und Krankenhäusern.“ Die Caritas ist auch der alleinige Träger des kirchlichen Verlagswesens und der Beschaffung des Kirchenbedarfs. Die Verlagstätigkeit erstreckt sich nach einem weiteren Bericht hauptsächlich auf liturgische, biblische und Andachtsbücher-Ausgaben. Recht einsam steht daneben der „Gottesstaat“ von Augustinus. Ferner wird auf je einen tschechischen und slowakischen Kalender in Auflage von 200 000 Stück und auch auf religiöse Kleinschriften verwiesen.

Geschichtliche Beiträge in diesem Gegenwartsbuch erzählen von den Kirchen des Landes und den Wiederherstellungsarbeiten, den tschechischen Bibelübersetzungen und dem Prager Jesulein. Auffallend lang berichtet ein Dechant aus der Diözese Tyrnau über das Thema „So lebt man bei uns . . .“ Mit den sozialen Fortschritten habe sich auch das religiöse Leben stark gehoben. „Freudvoll ist heute das Leben in unserer Gemeinde.“ Eine Ordensschwester berichtet über das Leben in einem Versorgungsheim in Schluckenau; der Dekan der Fakultät von Preßburg über die Priesterausbildung.

Bei der Beurteilung dieser Broschüre wird man davon ausgehen müssen, daß ihr Anliegen ein legitimes ist. Der Staat, der ja, nach dem Eingeständnis des Verlegers, sein Hauptgeldgeber ist, will dem Ausland beweisen, daß die Kirche in der Tschechoslowakei ihre Mission erfüllen kann. Die geistlichen Autoren, deren tatsächliche Angaben in Zweifel zu ziehen wir nicht berechtigt sind, teilen mit, was ihnen an Seelsorge möglich ist. Wer sollte sich nicht darüber freuen, daß das religiöse Leben nach sieben Jahren bitterer Schikane so stark und innig pulsiert! Den stärksten Eindruck macht das Buch, wo es von der Anteilnahme der Gläubigen berichtet, die, namentlich in der Slowakei, von bewundernswerter Glaubensstreue der großen Mehrheit des Volkes zeugt.

Beredtes Schweigen

Wenn diese Broschüre nun aber die Gesamtsituation der Kirche dargestellt haben will, wird man dazu vom Ausland her feststellen müssen, daß diese Darstellung lückenhaft und deshalb irreführend ist. Gerade das, was man wissen will, wird verschwiegen; und mit dem, was durch das Dargestellte bewiesen werden soll, rennen die Verfasser offene Türen ein. Darauf hat die gesamte Kritik, allen voran der „Osservatore Romano“ (2. Oktober 1955), hingewiesen. Die Fragen, die wir bezüglich des religiösen Lebens in der Tschechoslowakei stellen, sind andere als die, die die Verfasser beantwortet haben.

Jeder im Westen weiß, daß im Osten Gottesdienste stattfinden, die Sakramente gespendet und empfangen werden, daß auch Religionsunterricht erteilt wird, daß die Liebestätigkeit der Kirche zwar vom Staat auf diejenigen Personen eingeschränkt wird, an deren Schicksal ein totalitäres Regime kein Interesse hat: die Unheilbaren und Hinsiehenden, daß sie aber gerade diesen Verlassenen als wahrhaft christliche Liebe zugute kommt. Aber wir glauben im Westen, daß das nicht die ganze Wahrheit ist, und die Broschüre überzeugt uns nicht vom Gegenteil; sie bestätigt durch ihr Schweigen gerade das, was wir glauben.

Die Herausgeber haben sehr richtig gesehen, daß man aus dem Munde der Bischöfe hören will, wie die Dinge stehen. Aber wir hätten vor allem die Stimme des Erzbischofs von Prag, des Erzbischofs von Olmütz, des Bischofs von Brünn, von Leitmeritz, von Budweis, von Preschau und andere zu hören verlangt. Sie sind gefangen, wenn sie überhaupt noch alle leben. Warum kann man darüber nichts sagen? Und wie viele Priester und Ordensleute sind im Konzentrationslager, auch Ordensschwestern, von denen jeder Mensch in der Welt weiß, daß sie ihr Leben im Dienst der Liebe und nicht der Politik verbringen? Wir hätten von Herrn Stehlik gern etwas anderes gelesen als eine Schilderung seines Spaziergangs durch das heilige Prag. Und übrigens ist es auffällig, daß der prominente-

ste Wortführer der „patriotischen“ tschechischen Katholiken, Herr Plojhar, im Kreise der Autoren fehlt.

Man hört aus unbestätigten Quellen, daß einige Konzentrationslager für Priester und Schwestern aufgelöst oder ihren Insassen größere Freiheit eingeräumt worden sei. Darüber etwas Genaueres zu erfahren wäre für uns bedeutend wichtiger, und es wäre überzeugender gewesen als die Ausführungen des slowakischen Dechanten über die Wohnungskultur in seinem Dorf und sein Dorftheater; denn das gibt es im Westen auch.

In mehreren Aufsätzen von Geistlichen lesen wir, daß sie ein freudvolles Leben führen. Die Ausübung des Priesteramtes unter so schwierigen und gefahrvollen Verhältnissen ist ein berechtigter Grund zur Genugtuung für seine Träger, und gewiß sind sie darüber glücklich, daß sie noch so viel wirken dürfen. Aber wir können uns nicht vorstellen, daß gerade die tschechische Zukunftsperspektive, wie wir gelesen haben, die Priester in so große Freude versetzt. Überzeugender hätte es gewirkt, angesichts der Bedrängnis so vieler Glaubensbrüder von dieser Freude zu schweigen.

Wenn wir von den Köpfchen der Schulkinder lesen, die erwartungsvoll zu ihren Seelenhirten aufschauen, bedrückt uns die Frage, wie sich denn die geistige Auseinandersetzung mit dem Kommunismus in Schule und Jugendarbeit auswirkt. Wir wissen doch im Westen von keinem Geringeren als von Chruschtschew, daß die Verfolgung der Religion durch die geistige Auseinandersetzung abgelöst worden ist. Wenn also die „Vorurteile des Westens“ beseitigt werden sollen, dann ist jene gefühlvolle Weise, vom Religionsunterricht zu berichten, dazu kaum geeignet. Man möchte vor allem wissen, wie viele katholische Kinder am freiwilligen Religionsunterricht teilnehmen, wer ihn überall erteilt, wie die Anteilnahme der schulentlassenen Jugend in Stadt und Dorf am religiösen Leben ist, wie viele Kirchaustritte zu verzeichnen sind. Dasselbe wäre auch notwendig, um von dem religiösen Leben der „Massen des Volkes“, das so beredt geschildert wird, eine nüchterne Vorstellung zu gewinnen. Hier müßte die Statistik reden, nicht nur die Optik einer Wallfahrt und dergleichen.

Der Westen hegt bezüglich der Freiheit des kirchlichen Lebens in der Tschechoslowakei noch weitere „Vorurteile“, gegenüber denen er leider aus diesem Buch keine Aufklärung erhält. Für jeden Katholiken ist ein wesentliches Element kirchlicher Freiheit der unbehinderte Verkehr der Gläubigen mit dem Papst und die Freiheit des Papstes, die kirchlichen Oberhirten zu ernennen oder wenigstens zu bestätigen. Andernfalls gerät die Legitimität des kirchlichen Hirtenamtes in Verdacht, und mit ihr die Rechtgläubigkeit. Das historische Beispiel liefern ja die Talleyrand-Bischöfe von 1791 und die *prêtres assermentés*. Die Katholiken der Tschechoslowakei werden wissen, daß eine Anzahl ihrer kirchlichen Amtsträger mit sehr undurchsichtigen Rechtstiteln existiert. Ein entscheidender Mangel der Broschüre besteht darin, daß sie das Organisationsproblem und Amtsproblem mit keinem Wort erwähnt. Aus diesem Grund gerät das ganze Buch in den Verdacht der Unaufrichtigkeit, verliert aber vor allem den beabsichtigten informatorischen Wert.

Was die Religionsfreiheit angeht, ist man im Westen davon überzeugt, daß Priester und vor allem Laien, die davon uneingeschränkt Gebrauch machen, häufig bürger-

lichen Nachteilen, ja sogar direkter persönlicher Verfolgung ausgesetzt sind. Natürlich ist es sehr schwer, in einer Broschüre dieses „Vorurteil“ überzeugend zu widerlegen. Man hat deshalb lieber davon geschwiegen und wird wohl keinem verübeln, wenn er dieses Schweigen als Zugeständnis des traurigsten Merkmals echter und heimtückischer Verfolgung liest.

Man muß zur Kenntnis nehmen, daß die politischen Exkurse in den Beiträgen der einzelnen Verfasser zurückhaltend sind und sich auf die Anerkennung sozialer Fortschritte und vereinzelter Expektorationen über das neue Lebensglück beschränken. Das gehört nicht zum Thema des Buches und darum auch nicht zur Kritik seiner Leser. Gerade die Anerkennung der sozialen Fortschritte aber würde, wenn ein solches Buch im Westen geschrieben worden wäre, mit einer grundsätzlichen Erwägung der sittlich-religiösen Auswirkungen des sozialen Systems verbunden worden sein. Wir müssen annehmen, daß ein solcher Beitrag nicht geschrieben werden durfte. Und das zeigt am deutlichsten, daß es drüben keine geistige Freiheit gibt.

Aus Amerika

Zukunftssorgen der Kirche in den Vereinigten Staaten Wir Katholiken in Europa blicken mit großer Dankbarkeit und einer gewissen Bewunderung auf unsere Schwesterkirche in den Vereinigten Staaten. Die amerikanischen Katholiken haben sich diese hohe Anerkennung vor allem durch ihre von Herzen kommende weltweite Hilfsbereitschaft nach dem Kriege erworben. Die vielfältigen persönlichen Berührungen in den letzten Jahren haben aber auch dazu beigetragen, daß wir einander besser kennen lernten. Und so haben wir manches von der äußeren und inneren Stärke der Kirche in den USA gesehen und gehört. Schon rein nach der Zahl der Gläubigen steht sie nach Brasilien und Italien an dritter Stelle (vgl. Herder-Korresp. 9. Jhg., Soziogr. Beil. Nr. 1 nach S. 168). Rund zwanzig Prozent der Amerikaner sind Katholiken. Mehr beeindruckt uns die innere Geschlossenheit dieser Kirche, das hervorragende Verhältnis zwischen Klerus und Laien, die gute Organisation des kirchlichen Lebens, die Zahl der Priester- und Ordensberufe, das katholische Schulwesen, die Aufgeschlossenheit der Katholiken für ihre soziale und internationale Verantwortung, ihre Teilnahme an den Anliegen der Gesamtkirche, ihre kindliche Frömmigkeit und vieles andere. Wir haben den Eindruck: fast nirgendwo in der Welt steht die katholische Kirche heute so fest im Glauben und so tätig in der Liebe wie in Nordamerika.

Aber wir wissen, daß das Reich Gottes nie und nirgends ungefährdet und daß die Kirche zu keiner Zeit und in keinem Lande gesichert und sorglos ist. Auch die Kirche Amerikas hat ein Recht darauf, daß die Empfänger ihrer Hilfe an ihren Sorgen Anteil nehmen und sie in ihre Fürbitte aufnehmen. Deshalb berichten wir heute von solchen Sorgen, die wahrscheinlich nicht gering sind. Fr. Houtart hat in einem Aufsatz „A sociological study of the evolution of the American Catholics“ (Social Compass, Bd. 2 Nr. 5/6 S. 189—216) dargestellt, welche Probleme der Kirche aus der rasenden sozialen Entwicklung Amerikas erwachsen. Die Studie ist zugleich voll interessanter Mitteilungen über die wenig bekannte Geschichte der Kirche in den USA.

Die soziale Struktur

Houtart untersucht die soziale Struktur des amerikanischen Katholizismus und die Einflüsse, die von da aus zunehmend das religiöse Leben gefährden. Nirgendwo ist die katholische Bevölkerung so auf die Städte konzentriert wie in Amerika. Schon 1936 wohnten nur 19,4% der Gläubigen auf dem Lande, während immerhin 43,5% (1940) der Gesamtbevölkerung Landleute waren. Genaue gesagt, konzentrieren sich die Katholiken sogar auf die Großstädte. In ihnen steckt das Rückgrat des amerikanischen Katholizismus. So ist das Problem der Großstadt zugleich auch das der Kirche, aber dieses Problem stellt sich anders als in Europa und ist zudem durch die Geschichte des amerikanischen Katholizismus noch erschwert und verwickelt.

Die weitaus meisten amerikanischen Katholiken stammen von europäischen Einwanderern späterer Perioden ab. Als erste strömten die Iren ein, besonders seit 1840. Sie siedelten zunächst noch auf dem Land mit dem Ergebnis, daß sehr viele von ihnen protestantisch wurden. Deshalb suchte man kirchlicherseits die Einwanderung in die Städte zu leiten. Hier konnten religiöse und volklich-soziale Gemeinschaft sich gegenseitig stärken. Dieser Gesichtspunkt wurde in der Folgezeit allgemein gültig. Seit 1830 kamen auch die Deutschen ins Land. Ihr Anteil an der Einwanderung betrug bis 1850 wohl 30 bis 40%. Es entstanden die deutschen Siedlungen im mittleren Westen. Auch ihnen gaben die Nationalpfarreien Halt; standen solche nicht zur Verfügung, dann fielen viele ab. Cahensly bezifferte die Zahl der abgefallenen Deutschen bis 1891 auf über 16 Millionen.

Etwa um 1880 begann die dritte Einwanderungswelle, die bis zur Krise und gesetzlichen Restriktion um 1930 anhielt. Nun kamen Polen, Italiener, Spanier, Portugiesen und Mitteleuropäer. Wie viele aus diesen Gruppen heute noch der ersten Generation angehören, zeigt die Tatsache, daß allein in Chicago im Jahre 1950 94 000 Polen lebten, die noch in der alten Heimat geboren waren. Seit 1930 wanderten weniger Europäer, dafür aber mehr als zwei Millionen katholische Mexikaner und Puertorikaner ein. Im ganzen stellten die Katholiken seit 1880 etwa die Hälfte sämtlicher Einwanderer; mit anderen Worten: die Einwanderung war die wichtigste Wachstumsquelle der Kirche, ebenso aber auch der Grund für die Konzentration der Gläubigen auf die schnell wachsenden Städte. Die Landseelsorge wurde und wird bis heute stiefmütterlich behandelt. 93,1% aller Landgemeinden haben keinen katholischen Pfarrer; 9641 katholischen Gotteshäusern auf dem Lande stehen 140 359 andersgläubige gegenüber. Darum ist auch die Zahl der Abfälle auf dem Lande hoch.

Sie ist aber auch in den Städten beträchtlicher, als es den Anschein hat. Die Herder-Korrespondenz hat darüber (8. Jhg., S. 404) Zahlenmaterial veröffentlicht, aus dem hervorgeht, daß die offen Abgefallenen nicht viel weniger zahlreich sind als die Konvertiten. Größer ist natürlich die Zahl der abständigen Katholiken. Die kirchliche Statistik ist leider unzulänglich. Sie weist z. B. für 1952 30 425 015 Gläubige aus und für 1953 1 077 184 Taufen. Das würde auf eine Geburtenrate von 35/1000 schließen lassen gegenüber einer allgemeinen Geburtenrate von 24,06/1000. Nun zeigen aber mannigfache statistische Untersuchungen und Beobachtungen, daß die Geburtenhäufigkeit bei den Katholiken nicht größer ist als in der

übrigen Bevölkerung oder doch nur sehr wenig größer. Demnach ist damit zu rechnen, daß es in Wirklichkeit etwa 40 Millionen Katholiken gibt, von denen aber ein Viertel den Kontakt mit der Kirche verloren hat und deshalb auch in der Statistik nicht erfaßt wird. Stichproben in Chicago haben das bestätigt.

Die ernststen Befürchtungen in dieser Hinsicht werden bestärkt, wenn man den Aufbau der amerikanischen Seelsorge in Zusammenhang mit dem sozialen Umschichtungsprozeß betrachtet, der sich immer schneller und mächtiger vollzieht.

Es war für die nordamerikanische Einwanderung von jeher kennzeichnend, daß die Einwanderer zunächst in nationalen und regionalen Gruppen beieinanderblieben. Sie siedelten sich auch in den Städten möglichst in geschlossenen Vierteln an. Diese Siedlungsweise bot ihnen wirtschaftlich-soziale Unterstützung, aber auch religiös-kulturelle Heimat. Soweit die Einwanderer katholisch waren, wurde ihre religiöse landsmannschaftliche Gemeinschaft noch gestärkt durch den betont antikatholischen Affekt der eingewanderten protestantischen Bevölkerung. Der landsmannschaftliche Gemeinschaftsgeist mit seinen Institutionen (Kirche, Schule, soziale Organisationen, Presse, geselliges Leben, Kaufläden) wirkte sich gegenüber den einzelnen Menschen als heilsame Kontrolle aus und war ein starkes Gegengewicht gegen die zersetzenden Einflüsse der Großstadt. Noch heute heiraten nur 2% der Polen in Chicago fremdstämmige Mädchen. Allerdings wird bei ihnen und bei den Iren der Zusammenhalt durch die Übereinstimmung von Religion und starkem Nationalismus besonders begünstigt. Jedenfalls urteilen amerikanische Soziologen: Je stärker die Einwanderer den Zusammenhalt bewahrt haben, um so besser haben sie sich auch allgemein bewährt. Sie sind lange nicht in dem Maß zu Proletariern geworden wie die industriellen Zuwanderer in den europäischen Großstädten, eine Tatsache, die den Durchschnitt der amerikanischen Arbeiterschaft vor jenen Ressentiments bewahrt hat, die in Europa ihre Entfremdung von der Kirche und ihre politische Radikalisierung verursachten.

Die Sorge um die Massen katholischer Einwanderer war bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts die alles andere überschattende Aufgabe der Kirche in den USA. Sie ist nicht ohne Einfluß darauf geblieben, daß der amerikanische Katholizismus eine defensive und auf Bewahrung gerichtete Haltung angenommen und außerdem den praktischen Anliegen des inneren Aufbaus mehr Aufmerksamkeit gewidmet hat als der Durchdringung des öffentlichen und geistigen Lebens der Nation. Andererseits ist die Eingliederung so vieler heterogener Elemente in eine einige katholische Gemeinschaft das geschichtliche Verdienst der amerikanischen Kirche.

Sie bewältigte diese ungeheuerere Aufgabe durch Errichtung überaus zahlreicher Nationalpfarreien, die allerdings wegen der überwiegend geschlossenen Siedlungsweise der Einwanderer in vielen Fällen das Territorialprinzip des Kirchenrechts nicht zu durchbrechen brauchten, wenn auch ihre Anziehungskraft meist über die Grenzen des Territoriums hinausstrahlte. Noch 1948 gab es über 1500 solcher Pfarreien, mehr als 10% der insgesamt vorhandenen. Da sie überwiegend Großpfarreien sind, betreuen sie weit mehr als 10% aller Gläubigen. 466 sind polnisch, 314 italienisch, 206 deutsch, 152 slowakisch, 114 französisch, etwa 30 orientalisch. Diese Pfarreien bestimmten lange

Zeit hindurch den Eindruck der katholischen Religion auf die amerikanischen Protestanten. Der Katholizismus erschien ihnen als eine fremdländische Eigenart der noch nicht assimilierten Einwanderer, als nicht berufen zu irgendeinem Einfluß auf die amerikanische Kultur. Andererseits behielt die Kirche dank den Nationalpfarreien ihren Einfluß auf die Einwanderer und formte aus ihnen allmählich den Stamm ihrer Gläubigen. Im allgemeinen darf man von einer Blüte des religiösen Lebens in den Nationalpfarreien sprechen. Außerdem hat sich in der ständigen Berührung der Kirche mit den Sorgen der Einwanderer ihr soziales Verantwortungsbewußtsein so stark entwickelt; sie war Kirche der kleinen Leute und hat ihre Sorgen bis heute am Herzen behalten. Nicht zuletzt darum ist auch der caritative Geist so mächtig geworden und geblieben.

Die soziale Umschichtung

Aus diesem Hintergrund treten nun die Probleme der Gegenwart heraus. Das erste ergibt sich aus der Auflösung der amerikanischen Städte. Die Innenstädte entvölkern sich; die Wohnviertel entstehen weit außen an den Stadträndern in sehr aufgelockerter Siedlungsweise bis viele Meilen ins Land hinein. Wie Werner Gabler in einem Aufsatz über „Die Revolution im amerikanischen Einzelhandel“ (Neue Zürcher Zeitung, 7. 9. 1955) gezeigt hat, folgen die Geschäfte, besonders die maßgebenden Warenhäuser, den Abwanderern nach und lassen sich an den Kreuzungen der großen Autostraßen nieder, die sich zu aufgelockerten Geschäftsvierteln entwickeln. Das beschleunigt wieder die Abwanderung aus den Zentren. In den zerstreuten Eigenheimen isolieren sich die Familien, die Nachbarschaft schwindet. Auch die Einwanderer verlassen ihre ersten Wohnungen und mit ihnen die bergende Nationalpfarrei, sobald sie wirtschaftlich dazu in der Lage sind. Die neuen Pfarreien an den Stadträndern beginnen die Seelsorge unter völlig neuen und sehr schwierigen Bedingungen. Sie müssen nicht nur mit der sozialen und nationalen Vielfältigkeit der Gemeindeglieder rechnen, sondern auch mit ihren weit zerstreuten Wohnungen und ihrem betonten Familienindividualismus. Es ist sehr schwierig, das gesellige pfarrliche Gemeindeleben wieder aufzubauen, das uns Europäern am amerikanischen Katholizismus so sehr beeindruckt. Heute wohnt allerdings noch ein beträchtlicher Teil der Katholiken, vor allem der Einwanderer, in den Innenstädten. Aber die Auflösung ist unaufhaltsam, vor allem dann, wenn die wirtschaftliche Prosperität anhält.

Zu diesem Problem kommt das der fortschreitenden Assimilation. Besonders gefährdet ist die zweite Generation der Einwanderer, die dem eigenen Volkstum entwachsen und im amerikanischen noch nicht ganz beheimatet ist. So haben diese Nachkömmlinge von allen Bürgern die geringsten sozialen Bindungen und deshalb auch die größte Anfälligkeit für das Massenklima der Großstadt. Wenn die zweite Generation den Zusammenhang mit der Nationalpfarrei verliert, verliert sie vielfach auch das Interesse an der religiösen Praxis und damit zugleich, wegen der Entfremdung vom angestammten früheren Volkstum, auch den ererbten Glauben. Das Problem der zweiten Generation ist noch lange nicht überwunden, wie man vielleicht glauben möchte. Im Gegenteil, es ist jetzt aktuell und kommt zum Teil erst heran. Chicago hatte 1930 unter 3,4 Millionen Einwohnern 842 000 im Ausland geborene! Angesichts der so stark gedrosselten Ein-

wanderung und der durch den wirtschaftlichen Wohlstand stark beschleunigten Assimilation nimmt die Bedeutung der nationalen Gruppen und Gemeinden ebenso schnell ab, wie die Zahl der innerlich noch wurzellosen Halb-Amerikaner zunimmt. Diese setzen ihren besonderen Ehrgeiz darein, möglichst schnell sich ihrer Umgebung anzupassen. Da das Vorurteil gegen alles Katholische weithin fortbesteht, wovon die Bücher von Blanshard und ihr Erfolg beredtes Zeugnis ablegen, führt dieser Ehrgeiz in vielen Fällen zur Preisgabe, wenigstens aber zur Verheimlichung des katholischen Glaubens. Die schnelle Übernahme des amerikanischen Dogmas vom alleinseligmachenden materiellen Lebensstandard trägt dazu nicht wenig bei. Houtart behauptet, wofür wir ihm die Verantwortung überlassen, daß auch die Kirche selbst von der amerikanischen Neigung, allen Werten einen möglichst sichtbaren und zahlenmäßig faßbaren Ausdruck zu geben, nicht unbeeinflusst sei und deshalb gewisse Strukturen der Seelsorge bevorzuge, die den neu entstehenden missionarischen Aufgaben nicht ohne weiteres angemessen sein dürften.

Die katholische Bevölkerung zerstreut sich also sowohl geographisch, wie sie andererseits auch in alle sozialen Schichten hineinwächst. Demgegenüber ruht das kirchliche Leben gerade in den so wichtigen Zentren, wie New York, Chicago, Philadelphia, Baltimore, Boston, Detroit, Cleveland, Pittsburg und Buffalo, noch weithin auf den Nationalpfarreien. In Chicago z. B. machen sie 50% aller Gemeinden aus. Aber selbst wenn sie sich, wie es geschieht, allmählich in territoriale Gemeinden verwandeln und amerikanisieren, sind dadurch die beiden anderen Probleme noch nicht gelöst: wie man die abwandernde Bevölkerung in ihren neuen Wohngebieten rein räumlich erfassen und, vor allem, wie man sie aus ihrer gewollten Isolierung herauslocken und innerlich wieder an die katholische Gemeinschaft binden kann. Pfarrliche Lebensgemeinschaften, wie sie früher bestanden, scheinen sich kaum mehr bilden zu lassen. Die Menschen leben nicht mehr in der und um die Pfarrei, sondern sie sind zur einen Hälfte oder gar mehr als das vom Klima ihrer Arbeitsstätte durchtränkt und zur anderen Hälfte Privatpersonen in ihrem Eigenheim und ihrer Familie.

Neue Apostolatsaufgaben

Nachdem der amerikanische Katholizismus die Blutzufuhr aus Europa nahezu verloren hat, bleibt ihm die Möglichkeit, sich durch Konvertiten zu erneuern. Angesichts der weltanschaulichen Indifferenz so weiter Kreise ist das ähnlich wie in England kein konfessioneller Affront gegen andere christliche Gemeinschaften. In den letzten zehn Jahren sind rund 1 Million Amerikaner übergetreten. Die Konversionen sind aber auffallend konzentriert auf die Negerviertel der östlichen und mittelwestlichen Großstädte und einige Gegenden im Süden. In Chicago konvertieren in jeder Pfarrei durchschnittlich 20 Personen im Jahr, meist infolge einer Mischehe. Von einer Konversionsbewegung zu sprechen, wäre nach Houtart ziemlich übertrieben. Jedoch wäre namentlich unter den Negern eine hingebende Mission sicherlich hoffnungsvoll.

Die Aussichten für die Regeneration der Kirche durch den Geburtenzuwachs sind nicht eben günstig, da die Gläubigen zur Stadtbevölkerung gehören, die sich in Amerika auch heute nur durch den Zuzug vom Lande erhält. Dieser Zuzug stärkt aber nicht die Zahl der Katho-

liken. Dabei ist nicht berücksichtigt und auch noch nicht zu übersehen, welche Verluste die zunehmende Desintegration der Gemeinden nach sich ziehen wird. Man schätzt heute schon die Zahl der Abständigen in großen Städten auf 40%. Joseph Fichter SJ hat das in seinen heftig befandeten Studien jedenfalls an Tests erwiesen.

Die Beteiligung am gottesdienstlichen Leben in den Großstädten scheint diese Schätzung nur allzusehr zu bestätigen. In New York beträgt der sonntägliche Gottesdienstbesuch 30%, in New Orleans nach den sehr glaubwürdigen Ergebnissen Fichters nicht über 46%, in San Antonio (Texas) 15 bis 20%, in San Francisco höchstens 35%, in Los Angeles nicht über 40%, in Florida allerdings dann wieder etwa 70%.

Houtart zieht zum Schluß aus den dargestellten Tatsachen einige Schlüsse, vor allem den, daß die Zukunftsentwicklung des amerikanischen Katholizismus ernst beurteilt werden muß, im Gegensatz zum Optimismus der amerikanischen Katholiken. Wenn man den Gefahren weitsichtig begegnen will, ist eine strukturelle Reform der Seelsorge notwendig. Diese darf sich nicht nur auf die Gründung neuer Pfarrgemeinden in den Stadtrandgebieten beschränken. Sie muß das Innere, den Aufbau jeder einzelnen Gemeinde erfassen. Man muß einen Ersatz für die Bindungen und Institutionen finden, die einstmals die binnenstädtischen Pfarreien so fest zusammenfügten. Dieser kann nur in neuen Formen des Apostolates und der Mission liegen, für die bisher nicht die besten Voraussetzungen bestehen. Vor allem der Klerus ist, wie Houtart meint, noch nicht bereit, die bewährten Methoden von einst durch neue Versuche zu ersetzen. Er wird aus den Sprechstunden und Sprechzimmern hinausgehen müssen. Ferner wird man der Seelsorge und Mission in den Landbezirken eine ganz andere Sorgfalt zuwenden müssen als bisher. Gerade dort leben zahlreiche Menschen praktisch im Heidentum, und zwar ohne jemals abgefallen zu sein. Hier wäre Neuland. Ebenso müßte die Negermission zielbewußter in Angriff genommen werden. Von den 15 Millionen Negern sind 420 000 katholisch, verhältnismäßig also 2,8%, das sind weniger als hundert Jahre zuvor. Von den Bemühungen der Kirche um die Negerbevölkerung kann man nach Houtart wirklich nicht sagen, sie seien sehr intensiv und rühmlich gewesen. Im Jahre 1953 gab es nicht mehr als 57 amerikanische Negerpriester, 40 Neger-schwester, 23 Novizinnen und 13 Postulantinnen! Sodann meint Houtart, man werde auf die Dauer auch nicht ohne ein Apostolat und eine Gemeinschaftsbildung auskommen, die die Menschen im Beruf erfaßt, da sie nun einmal aus den nachbarschaftlichen Bindungen, die ja letzten Endes doch das Ferment der Pfarrseelsorge darstellen, herauswachsen. Wie das Leben überhaupt, so muß auch das religiöse Leben von der wirklichen Umgebung her gestaltet werden, und das ist heute nicht mehr die Wohnumgebung, sondern die des beruflichen Schaffens und der Freizeit, die ja entweder im Schoß der Familie oder aber auswärts von der Wohngegend verbracht wird. Der Einfluß der typisch amerikanischen Arbeits- und Freizeitmilieus der Gläubigen ist so stark geworden, daß ihm die geschwächte Pfarrgemeinschaft nicht mehr gewachsen ist. Es ist darum eine Zukunfts- und Lebensfrage, inwieweit es der Kirche in Amerika gelingen wird, das Klima dieses öffentlichen Lebens in der amerikanischen Gesellschaft zu beeinflussen.

Der intellektuelle Einfluß des amerikanischen Katholizismus

Die vorausgehende Meldung über die Zukunftssorgen der Kirche in Amerika deutet an, welche Wichtigkeit einer christlichen Durchdringung des geistigen Klimas der Nation zukommt, je mehr die Kirche, soziologisch betrachtet, in die Zerstreuung gerät. Der Kirchenhistoriker der Katholischen Universität in Washington, John Tracy Ellis, hat Untersuchungen angestellt, wie es damit bestellt ist, und seine Ergebnisse am 14. Mai 1955 der katholischen Kommission für geistige und kulturelle Angelegenheiten vorgelegt. Sie wurden jetzt in der Zeitschrift „Thought“ (Bd. 30 Nr. 118, Herbst 1955, S. 351—388) veröffentlicht. Um es vorwegzunehmen, Ellis glaubt, es sei schlecht bestellt.

Bekanntlich sind Ansehen und Einfluß der Geisteswissenschaften und Intellektuellen in den Vereinigten Staaten allgemein nicht groß. Ein boshafter Beobachter hat gesagt: In Europa zieht man den Hut, wenn man einem Professor begegnet, in Amerika tippt man sich an die Stirn. Mögen es dann die politischen Größen und erfolgreichen Geschäftsleute, mögen es Techniker und Publizisten, Sportsleute und Filmhelden oder wer sonst immer sein, die das Urteil und den Lebensstil des Volkes beeinflussen, es gibt natürlich auch in den USA wie überall Menschen, von denen die öffentliche Meinung in weltanschaulichen, geistigen und kulturellen Fragen und in Fragen der Lebensauffassung bestimmt oder beeinflusst wird. Und dazu stellt Ellis fest: Die schwächste Seite der Kirche liegt darin, daß sie fast keine geistig führenden Persönlichkeiten hervorbringt und keinen Einfluß in geistig führenden Kreisen hat.

Unter den Gründen dafür nennt er an erster Stelle das tiefe antikatholische Vorurteil des alteingesessenen und sozial führenden Protestantismus. Er kann sich auf das Urteil des Sozialhistorikers von Harvard, Arthur M. Schlesinger, berufen: „Ich betrachte die Abneigung gegen die katholische Kirche als das beharrlichste Vorurteil in der Geschichte des amerikanischen Volkes.“ Dieses Vorurteil hat die psychologische Wirkung, daß die Katholiken wenigstens unterbewußt sich vorkommen wie in einer belagerten Festung und apologetisch denken.

Ein anderer Grund liegt in der ursprünglichen Sozialstruktur der Kirche. Sie hat zwischen 1820 und 1920 etwa 9 317 000 Einwanderer absorbieren müssen. Diese Sorge verdrängte alles andere und bestimmte natürlich auch das Niveau des katholischen Lebens mit. Erst in unserer Generation sind ihre Energien auch für andere Aufgaben frei geworden.

Zu der allgemeinen Geringschätzung geistiger Belange kam erschwerend hinzu, daß der amerikanische Katholizismus über gar keine kulturelle Tradition verfügte, wenn man absieht von den französischen Geistlichen, die in der Revolution einwanderten, und den Konvertiten zur Zeit der Oxford-Bewegung. Sie haben das geistige Klima im katholischen Raum zwar verbessert, sich aber nicht eigentlich durchgesetzt. Die ganz überwiegende Zahl der Gläubigen wurde von einer geistigen Bewegung nicht berührt, was angesichts ihrer Herkunft und sozialen Lage auch nicht verwunderlich erscheint. Dies um so mehr, als die herrschende Einstellung im Lande schon seit den Zeiten der Puritaner auf materiellen Erfolg und äußeres Fortkommen gerichtet war. Da blieb keine Zeit und wenig Interesse für Kultur, auch nicht unter dem Gesichtspunkt des sozialen Prestiges. Der Aristokrat der Neuen Welt war

der Geldmann. Die Katholiken machten nach Ellis keine Ausnahme von dieser Lebensauffassung. Er sagt: sie haben zwar auf keinem Gebiet einen ihrer Zahl entsprechenden Anteil an der Führung in den öffentlichen Dingen erreicht, aber am ehesten noch auf geschäftlichem Gebiet. Nach einer Untersuchung des Harvardhistorikers William Miller stellten sie zu Beginn dieses Jahrhunderts nur 4% der führenden Politiker, aber immerhin 7% der bedeutenden Wirtschaftsführer. Ihre Zahl ist nach neuen Untersuchungen inzwischen auf 171 Männer von „first rank“ in Industrie und Hochfinanz gestiegen.

Hat aber der wirtschaftliche Aufstieg der Katholiken ihr Interesse für geistig-kulturelle Angelegenheiten wesentlich gesteigert, fragt Ellis, und er verneint das. Zum Beweis zieht er die matte Unterstützung der katholischen Bildungseinrichtungen durch Privatleute heran. Sie ist allerdings im Steigen. Die Kolumbusritter haben ja erst kürzlich durch die Millionenstiftung für die Mikrofilm-Aufnahmen der Handschriften der Vatikanischen Bibliothek einen schönen Beweis dafür erbracht. Aber solche Beweise sind bisher nicht zahlreich.

Der Beitrag des Klerus

Ellis untersucht den Beitrag des Klerus zum geistigen Leben. Der Klerus, sagt er, spiegelt treu die herrschenden Einstellungen wieder. Zudem wurde er und wird er bis heute von Aufgaben der Verwaltung und praktischen Seelsorge überbeansprucht. Es sei nicht zuviel gesagt, daß auch die Kirche „big business“ im amerikanischen Sinne dieses Wortes geworden ist, und es ging auch gar nicht anders. Aber man muß doch bedauern, daß deshalb der Beitrag der Geistlichkeit zum geistigen Leben gering, vielleicht notwendigerweise gering blieb. Auch die Herkunft der Geistlichen hat nach Ansicht von Ellis dazu beigetragen. 1947 konnte Erzbischof Cushing feststellen, daß sämtliche Mitglieder des Episkopates Söhne von Männern aus der arbeitenden Bevölkerung waren. Das hätte allerdings ihre Bedeutung für das Geistesleben nicht zu mindern brauchen, wäre die Ausbildung der Geistlichen mehr akademisch und weniger einseitig auf die praktische Berufsarbeit ausgerichtet. Aber in dieser Beziehung unterscheiden Katholiken und auch die kirchlichen Führer sich nicht von den durchschnittlichen Ansichten aller anderen Amerikaner. So steht die Sorge der Kirche um die geistige Elite und Führung im Hintergrund.

Die wissenschaftlichen Leistungen der amerikanischen Theologen, einschließlich der dazu doch besonders berufenen Ordensleute, sind, wie Ellis feststellt, bis in die neueste Zeit hinein spärlich, von hervorragenden Ausnahmen abgesehen. Werke dieser Art fanden auch ebensowenig Unterstützung wie Anerkennung. Hughes, der Verfasser einer sehr bedeutenden dreibändigen Geschichte der Reformation in England, die 1951/54 erschien, bekam eine geradezu ungewöhnliche, glänzende Rezension im „Oxford Magazine“. Er schrieb an Ellis: Das ist die erste Anerkennung meiner Arbeit gewesen!

Unterricht, Wissenschaft und Forschung

Einen Grund für den mangelnden Einfluß der Katholiken auf das amerikanische Geistesleben sieht Ellis auch darin, daß sie sich nicht genügend Rechenschaft über ihr eigenes Kulturgut gegeben haben. Ja er spricht von einem Verrat an diesem Kulturgut. Die katholischen Colleges und Universitäten hätten den mangels genügender Mittel

erfolglosen Versuch unternommen, den weltlichen Anstalten auf dem Gebiet der technischen und Sozialwissenschaften Konkurrenz zu machen und alles und jedes an sich zu ziehen, und dabei die Gebiete vernachlässigt, auf denen sie einen einzigartigen Beitrag hätten leisten können. Wenn Amerika etwas von ihnen erwartete, dann sei es ihr Beitrag auf dem Gebiet der Kulturwissenschaften und der Philosophie gewesen, und pädagogisch die Anleitung zu akademischer Arbeitsweise und wirklicher Forschung. Aber darin versagen sie.

Das liege nicht zuletzt auch darin, sagt Ellis, daß die Überflutung des Landes durch katholische Kollegien und Universitäten in keinem Verhältnis steht zu den finanziellen und geistigen Kräften des amerikanischen Katholizismus. „Das Ergebnis ist eine Verewigung der Mittelmäßigkeit“ (375). Sie saugen sich gegenseitig die Kraft weg. Das gelte sowohl für die Colleges wie für die Graduate Schools.

Die beklagte Mittelmäßigkeit hat aber nach Meinung des Verfassers noch einen tieferen Grund als den Kräfte-mangel, nämlich die allgemeine Abneigung, eine Wissenschaft um ihrer selbst willen zu betreiben. Sie haben keinen Sinn für ein „intellektuelles Apostolat“. Dieser Mangel hemme an den katholischen Universitäten jenen hingebenden Forschergeist, der an weltlichen Hochschulen zu finden sei. Vielleicht, sagt Ellis, liegt es nicht einmal nur an einer pragmatistischen Grundeinstellung, sondern auch an einer mißverstandenen Frömmigkeit im Sinne des Wortes: Wir haben auf Erden keine bleibende Stätte. Man betone manchmal auch zu einseitig den Sinn der Schule als religiös-moralischer Bildungsstätte und vernachlässige im Verhältnis dazu die intellektuelle Bildung.

Der Erfolg davon ist, daß die katholischen Hochschulen, was die eigentlich wissenschaftlichen Leistungen ihrer Studierenden betrifft, sehr schlecht abschneiden. So schlecht, daß es in einer soziologischen Studie von 1931 heißen konnte: „Der offensichtliche Mangel an Wissenschaftlern unter den Katholiken legt den Schluß nahe, daß die Lehren dieser Kirche wissenschaftlichen Bemühungen nicht entgegenkommen“ (379). 1934 fällten zwei andere Soziologen auf Grund einer Untersuchung von 18 000 Lebensläufen wissenschaftlich tätiger Personen das vernichtende Urteil: „Eine genauere Untersuchung der katholischen Institutionen enthüllt, daß sie ohne Ausnahme unter den am wenigsten produktiven 10% aller Institutionen liegen und ein einzigartiges Beispiel von Unproduktivität (in wissenschaftlicher Beziehung) bieten“ (379). Ellis bietet eine ganze Anzahl weiterer zahlenmäßig exakter Beispiele für dieses Versagen, das sich, wie er betont, nicht nur auf die Natur- und Sozial-, sondern auch auf die Geisteswissenschaften bezieht. Und, fragt Ellis auf Grund der Untersuchungen von Martin David über die amerikanischen Konvertiten, wo wäre der geistige Beitrag der Katholiken geblieben, hätte man die Konvertiten nicht gehabt? An ihnen aber hatten die katholischen Bildungseinrichtungen kaum Verdienste. Die katholischen Hochschulen halten mit den anderen einigermaßen Schritt, was die Ausbildung für die juristischen und ärztlichen Berufe betrifft, und das ist gewiß von hohem Wert. Aber die Zahl derjenigen ihrer Studenten, die ein eigentlich wissenschaftliches Studium auf der Graduate School machen, ist überaus gering. Nach einer Untersuchung, die sich speziell auf die Geisteswissenschaften bezog, kamen 38,7% des

geisteswissenschaftlichen Nachwuchses aus protestantischen, 23,4% aus gemischten und nur 8,3% aus katholischen Colleges. Bemerkenswerterweise schneiden die weiblichen Colleges bei diesen Untersuchungen besser ab als die männlichen.

Das Grundübel, meint Ellis schließlich, liegt darin, daß alle angeführten Gründe zu einem katholischen Minoritätskomplex geführt haben und damit zu einem Getto-geist. Man wage nicht die echte Konkurrenz. Die Chance dafür wäre gerade jetzt gekommen, da auch in Amerika die Sehnsucht wächst, den Materialismus geistig zu überwinden. Es handelt sich dabei auch um eine Schicksalsfrage für die weitere Zukunft der Kirche.

Rassenhaß in Amerika

Zwei tragische Fälle von Rassenhaß, die sich vor kurzem in den Vereinigten Staaten ereigneten, haben in der ganzen Welt peinliches Aufsehen erregt.

In Mississippi wurde ein vierzehn Jahre alter Negerknabe aus Chikago, Emmett Louis Till, während er die Ferien in der Hütte seines Onkels verbrachte, in bestialischer Weise ermordet. Der Junge, an die Umgangsformen von Chikago gewöhnt, hatte es gewagt, vor einem Kaufladen einer weißen Frau durch Pfeifen seine Bewunderung auszudrücken. Daraufhin erschienen nachts einige Männer, die den Knaben entführten. Er wurde nicht mehr gesehen. Man fand aber im benachbarten Fluß die Leiche eines Negerknaben, die indes so zugerichtet war, daß sie nicht mehr identifiziert werden konnte. Deshalb sprach das Gericht, dessen Geschworene sämtlich der weißen Rasse angehörten, die der Tat verdächtigen Personen frei. Das Gericht gab sich auch weiter keine Mühe, festzustellen, was das denn für eine Leiche war, die man gefunden hatte. Dagegen akzeptierte es folgende Herausforderung der Geschworenen durch den Verteidiger. Er durfte sich erlauben, zu sagen: „Ihre Ahnen würden sich im Grabe umdrehen, wenn die Angeklagten verurteilt würden, weil sie einen Neger getötet haben.“ Und der Vorsitzende des Gerichts machte über die Mutter des ermordeten Knaben die taktlose Bemerkung: „Wenn sie sich dazu gezwungen hätte, hätte sie sich eine Träne abringen können“ (Le Monde, 27. 9. 55).

Die Zeitschrift „The Commonweal“ schreibt in ihrer Betrachtung über den Prozeß (Bd. 63 Nr. 2, 14. Oktober 1955), dieser ungesühnte Mord habe die Augen der ganzen Welt auf Mississippi gelenkt und sei ein Hohn auf die Bemühungen zur Verwirklichung der Menschenrechte. Er sei nur ein schrecklicher neuer Beweis für die Entrechtung der Neger in den Südstaaten. Von den etwa eine Million Neger in Mississippi waren vor einiger Zeit etwa 22 000 in die Wahlregister eingetragen. Ihre Zahl ist inzwischen auf 8 000 gesunken. Mehrere politische Negerführer wurden ermordet, und über allen, die sich irgendwie im Kampf um die Gleichberechtigung hervortun, hängt das Schwert des wirtschaftlichen Boykotts. Die Gerichte versagen, keiner der letzten Negermorde ist gesühnt worden. Die schwarzen Zeugen im Till-Prozeß haben den Staat verlassen, um ihres Lebens sicher zu sein. Im ganzen Süden war kein Aufschrei der Entrüstung über die Morde zu hören. In einem solchen Klima der Rechtlosigkeit selbst vor dem Gesetz sei es sinnlos, von fortschrittlichen Lösungen in der Negerfrage zu sprechen. Man müsse im Gegenteil feststellen, daß hier ein Krebsgeschwür im ame-

rikanischen Volkskörper wuchert, eine sittliche Krankheit, die die Stärke des Volkes bedroht.

Daß auch die amerikanischen Katholiken, soweit sie von dem Problem persönlich betroffen werden, im Durchschnitt von den gleichen Vorurteilen erfüllt sind wie ihre Landsleute, zeigte ein Vorfall in der Diözese New Orleans. In der Missionspfarre Jesuit Bend war ein Negerpriester aushilfsweise angestellt worden. Die Gemeinde weigerte sich nun, ihn das Meßopfer darbringen zu lassen. Daraufhin verhängte Erzbischof Rummel über die Gemeinde das Interdikt. In zwei weiteren Gemeinden, die sich ebenfalls gegen die Ernennung von Negerpriestern ausgesprochen hatten, verfügte der Erzbischof, daß nur eine einzige Messe gehalten werden darf, bis die Gläubigen sich eines Besseren besinnen. Der empörende Vorfall, daß Katholiken einen Priester in sakrilegischer Form an der Darbringung des Meßopfers gehindert haben, veranlaßte den „Osservatore Romano“ (17./18. Oktober 1955) zu der entschiedenen Aufforderung an die amerikanischen Katholiken, alles zu tun, was in ihren Kräften steht, um den „Farbfleck“, den Makel zu beseitigen, den solche Ungerechtigkeiten auf den Weltruf geworfen haben, den die Amerikaner als Vorkämpfer der Humanität genießen.

Es gab in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Vorfällen, in denen der Rassenhaß auch bei Katholiken zutage trat. Man muß erinnern an den Zwischenfall von Cicero (Illinois) am 10. Juli 1951. In der fast ganz katholischen Stadt hatte eine Negerfamilie eine Wohnung bezogen. Der Pöbel stürmte das Haus, demolierte es und zertrümmerte die ganze Einrichtung. Unter den Attentätern waren zahlreiche Jugendliche mit dem Abzeichen ihrer Zugehörigkeit zu katholischen Schulen. Der Skandal nahm solchen Umfang an, daß die Nationalgarde eingreifen mußte.

Ein anderes Zeichen dieses Negerhasses ist das Verhalten zahlreicher Eltern in der Frage der Rassentrennung in den Schulen. Bekanntlich hat der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten am 17. Mai 1954 festgestellt, daß die Rassentrennung in den Schulen verfassungswidrig ist, und durch einen neuen Beschluß im Mai dieses Jahres Anweisungen für eine allmähliche Durchführung seines vorjährigen Urteils gegeben. Die katholischen Schulen waren längst bereit, mit der Verwirklichung voranzugehen. Aber verschiedentlich zeigte sich bei den Eltern ein so starker Widerstand, daß sie den Schulen sogar den Boykott androhten und dadurch ihre Existenz gefährdeten. Der Bischof von St. Louis, Msgr. Ritter, sah sich im Jahre 1947 gegenüber einem solchen Widerstand sogar gezwungen, die Exkommunikation anzudrohen, und 1953 stieß Bischof Waters von Raleigh (Nord-Carolina) ebenfalls auf den heftigsten Widerstand, als er die Rassentrennung für die Schulen seiner Diözese beseitigte (vgl. Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 13). Gerechterweise muß gesagt werden, daß diese Widerstände nicht in allen Teilen des Landes gleich stark sind, wie denn überhaupt das Negerproblem sich keineswegs überall in der gleichen Weise stellt. Aber auch die Kirche ist gezwungen, den eingewurzelten Vorurteilen und Gefühlen Konzessionen zu machen und bei ihren Bemühungen um die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Neger mit großer Vorsicht und für den fernstehenden Beobachter überaus langsam voranzugehen. Nicht mit Unrecht stellte eine der katholischen

Diözesanzeitungen fest, man sei zwar leider außerstande, die katholischen Schulen den Negerkindern mit einem Schlag unterschiedslos zu öffnen, aber man müsse, solange das noch nicht geschehen kann, auch zugestehen, daß man nicht imstande sei, die eigenen Grundsätze in die Tat umzusetzen. Nicht alle Katholiken leben ihren Glauben, schrieb das Blatt.

Aus dem Nahen Osten

Auflösung der religiösen Gerichtshöfe in Ägypten Nach einer Meldung vom 22. 9. 55 beschloß die ägyptische Regierung, die Gerichtshöfe aller Konfessionen abzuschaffen. Die Funktionen der religiösen Gerichte sollen ab sofort von den zivilen Gerichten übernommen werden. Anhängige Fälle dürfen bis zum 1. Januar 1956 abgeschlossen werden.

Am 30. September kam die Hierarchie der katholischen Kirche in Ägypten in der Residenz des Patriarchen Marcos II. von Alexandrien (koptisch unierte Kirche) zusammen, um über die neue Situation und über die hierdurch notwendig gewordenen Schritte zu beraten. (Von dem Beschluß der Regierung werden ca. 210 000 ägyptische Katholiken betroffen.)

In der Folge wurde eine Resolution an den ägyptischen Staatspräsidenten gesandt, in der darauf hingewiesen wird, daß die Abschaffung der religiösen Gerichte nicht die „religiöse Gleichheit“ (vor dem Gesetz) sichern werde. Vielmehr sei das neue Gesetz eine Einladung an alle diejenigen, Muslimen zu werden und ihre Familienangelegenheiten nach muslimischem Recht zu regeln, die mit den Entscheidungen der religiösen Gerichte nicht zufrieden seien (vor allem in Ehefragen). In dieser Resolution wurde auch vor allem der „heilige“ Charakter der christlichen Ehe hervorgehoben, der es nötig mache, daß allein die Kirche — und nicht eine staatliche Institution — über Eheschließung und Ehescheidung bestimme. (Tatsächlich war Ägypten auch früher schon das „Reno“ des Vorderen Orients, in dem Europäer durch eine bloße Erklärung sich zum Islam bekannten, um durch einen muslimischen Richter geschieden zu werden. Hierzu genügte das Einverständnis der beiden Ehegatten, Muslimen zu werden.) Nach dem neuen Gesetz wird es u. U. so sein, daß bei Mischehen *einer* der beiden Gatten, wenn er zum Islam übertritt, auch durch einen muslimischen Richter geschieden werden kann, was bisher nicht möglich war, ohne daß beide Gatten Muslimen wurden.

Die religiösen Gerichte waren eine Institution des Osmanischen Reiches. Die Religionsgemeinschaften galten als religiös-ethnische Größen („Nationen“), denen innerhalb der Gemeinschaft eine weitgehende Autonomie gewährt wurde. Hierzu gehörte auch — und vor allem — die eigene Gerichtsbarkeit nicht nur für kirchliche Belange, sondern auch über alle Fragen, die durch die religiösen Gesetze und durch die Tradition der Religionsgemeinschaften geregelt wurden (so z. B. Familien- und Erbrecht).

Diese Einrichtung war um so notwendiger, als das geltende Recht des Staates auf den Normen des Korans und der muslimischen Tradition basierte. (In Saudi-Arabien ist der Koran bis heute selbst für das Strafrecht maßgebend.) Nach der Auflösung des Türkischen Reiches blieben diese Einrichtungen in den arabischen Staaten be-

stehen. Gleichzeitig wurden aber, vor allem in den Ländern unter europäischem Protektorat, Rechtsreformen eingeführt, die ein möglichst einheitliches Straf- und Zivilrecht schaffen sollten. Für die religiösen Gerichte blieb der Status quo ante gültiges Recht; denn für das Eherecht z. B. war eine einheitliche Rechtsreform undenkbar, solange die Polygamie dem größten Teile der Bevölkerung erlaubt war. Auch ein einheitliches Erbrecht konnte nicht geschaffen werden, da Christen, Juden und Muslimen sehr verschiedene Normen auf diesem Gebiet hatten.

Es bleibt bisher unklar, welchen Ersatz die ägyptische Regierung für die religiösen Gerichte schaffen will. Was in Zukunft fehlen wird, sind nicht die Gerichtshöfe, die man nach Belieben besetzen kann, sondern ein anwendbares Recht, vor dem alle Bürger des Landes gleich sein werden — ein Grundsatz der Rechtsprechung, der auch in Ägypten gilt und der in Wirklichkeit die Existenz der religiösen Gerichte notwendig machte.

Auch das neue Recht wird, wenn nicht wenigstens die Polygamie verboten wird, dem Glaubensbekenntnis der Rechtsuchenden Rechnung tragen müssen.

Für die Religionsgemeinschaften ergibt sich eine kritische Situation. Ihre Autonomie als quasi ethische Gemeinschaften — ähnlich wie die Autonomie der jüdischen Gemeinden in Europa vor der Emanzipation — besteht vor allem in der eigenen Gerichtsbarkeit, die zugleich auch eine Anerkennung der Rechte der Religionsgemeinschaft seitens des Staates darstellt. Der neue Status der Religionsgemeinschaften wird in Zukunft dem der Religionsgemeinschaften in Mittel- oder Westeuropa gleichen, jedoch mit dem Unterschied, daß die Rechtslage bisher völlig ungeklärt ist.

Der Bürger wird nun in jeder Beziehung dem Staat unterstellt sein. (Der Territorialstaat als soziale oder nationale Gemeinschaft war bis vor einigen Jahrzehnten im theokratisch denkenden Vorderen Orient praktisch unbekannt. Die religiöse Gemeinschaft ist zugleich ethnische Gemeinschaft, während dem „Staat“ lediglich eine technische Funktion zukommt.)

Die Auflösung der religiösen Gerichte ist ein Teil der ägyptischen Revolution, die u. a. die Schaffung eines modernen Staates nach europäischem Muster zum Ziele hat. Im übrigen trifft der Beschluß der ägyptischen Regierung die muslimische Religionsgemeinschaft im gleichen Maße wie die christlichen Gemeinschaften. Es ist sogar anzunehmen, daß er sich vor allem gegen die ersteren wendet. Das direkte Ziel dieser Maßnahme ist die Gleichschaltung oder Liquidierung jeder größeren Gruppe, welche in der Lage sein könnte, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten. Da man die muslimische Religionsgemeinschaft, die allein eine Gefahr für die Regierung darstellt, nicht einfach so wie die „Moslem-Bruderschaft“ verbieten kann, versucht man ihr die letzten Reste ihrer Selbständigkeit zu nehmen.

Selbstverständlich wird es auch in Zukunft den religiösen Gerichten möglich sein, auf der Basis einer freiwilligen Schiedsgerichtsbarkeit, Recht zu sprechen. (Diese Praxis wird bis heute von den orthodoxen Juden der Diaspora geübt.) Während bisher aber die Exekution dem Staate oblag, werden in Zukunft nur noch kirchliche Strafen als Vollzugsmittel angewandt werden können.

Es bleibt abzuwarten, wie die muslimische Hierarchie in Ägypten reagieren wird. Der Zeitpunkt, den die ägyptische Regierung für ihren Schritt wählte, war denkbar un-

günstig. Nach den politischen Fehlschlägen im Sudan und dem militärischen Versagen in Gaza ist die Position der Revolutionsregierung nicht gerade stärker geworden. Die jüngsten Unternehmungen der Regierung, die Waffenkäufe in der Tschechoslowakei, die Sperrung des Golfs von Akaba und nicht zuletzt die Auflösung der religiösen Gerichte, lassen eher auf eine Panik als auf wohlüberlegte Schritte schließen.

Suspension des koptischen Patriarchen

Am gleichen Tage, an dem die Auflösung der religiösen Gerichte offiziell bekannt wurde, verkündete die ägyptische Regierung die Suspension des koptischen Patriarchen von Ägypten, Amba Joussub II., dessen Jurisdiktion sich über Ägypten (1,2 Millionen Kopten), den Sudan und Abessinien erstreckt. Die Suspension wurde mit dem Antrag des Synods begründet, der die Suspension Joussubs beschlossen hatte, nachdem festgestellt worden war, daß der Patriarch Kirchengelder veruntreut habe. Am gleichen Tage verübten drei Kopten, die einer koptischen Reformbewegung angehören, ein erfolgloses Revolverattentat auf den mehr als 80 Jahre alten Patriarchen. Die Regierung setzte eine Kommission von drei koptischen Würdenträgern ein, die die Geschäfte des Patriarchats bis zum Ableben des Patriarchen verwalten soll.

Diesem Attentat ging im Juni 1955 folgendes voraus: Die Neuwahl zum allgemeinen Meglis Melli, einem Kirchenrat, der vom koptischen Kirchenvolk gewählt wird, war zum 1. 6. angesetzt worden.

Die Wahlpropaganda enthielt zum Teil sehr heftige Angriffe gegen den Patriarchen. Die ägyptische Regierung verbot die Wahl für unbestimmte Zeit und setzte dafür einen provisorischen Rat ein, dessen Mitglieder sie selbst benannte — dies nach dem Muster ägyptischer Demokratie. Während sich die koptische Hierarchie in Ägypten selbst diesem Eingriff fast bedingungslos unterwarf, hatten drei Bischöfe, unter ihnen der koptische Bischof von Jerusalem, den Akt der Regierung für nichtig erklärt, weil er das koptische Kirchenrecht verletze.

Der Patriarch, unterstützt von den ihm treu gebliebenen Bischöfen, sandte ein Protestschreiben an den Präsidenten Nasser und wies darauf hin, daß die zwölf Bischöfe, die sich als Synode konstituiert hatten, ohne jede kanonische Grundlage gehandelt hätten und daher der Suspensionsbeschluß nichtig sei. Da der koptische Patriarch — wie alle Patriarchen der nicht unierten Ostkirche — durch die Regierung bestätigt werden muß, ist klar, daß er auch nur mit Einwilligung der Regierung suspendiert werden könnte. Es ist jedoch ebenso klar, daß der Patriarch weder durch die Regierung noch durch den Synod abgesetzt werden kann, was aus dem Umstand erhärtet wird, daß bis zu seinem Tode kein anderer Patriarch gewählt werden darf.

Am merkwürdigsten, ohne daß an ihrer Richtigkeit gezweifelt werden kann, hört sich die Begründung des Synods an, die dem Patriarchen Veruntreuung vorwirft. Es ist ein allgemein bekanntes Geheimnis, daß die höheren Ämter innerhalb der koptischen Kirche eher durch Simonie als durch politische Intrigen erworben werden.

Sechzehn Mitglieder des von der Regierung eingesetzten Kirchenrates (also zwei Drittel) haben die Absetzung des Patriarchen bestätigt. Die Absetzung und auch das Attentat gingen von einer koptischen Reformbewegung aus, die

seit Jahrzehnten versucht, die verwahrlosten Verhältnisse der koptischen Kirche zu ordnen. Die ägyptische Regierung hat hier allerdings andere Interessen: indem sie die Reformbewegung unterstützt, hat sie sich ihrer praktisch bemächtigt. Die koptische Kirche wird so vollkommen unter den Einfluß der Regierung gelangen, das heißt, daß die größte christliche Gemeinschaft in Ägypten nicht ohne Gewalt gleichgeschaltet werden kann.

Aus den Missionen

Daß die Katholiken Chinas, unter sich einig, eng mit der Kirche verbunden bleiben. Missionsgebetsmeinung für Januar 1956

Nachdem die ausländischen Missionskräfte bis auf ein paar Dutzend, die im Gefängnis sind oder unter Polizeiaufsicht stehen, aus China vertrieben sind, ist es nur zu natürlich, daß die Regierung jetzt mit neuer Energie darangeht, den Widerstand des chinesischen Klerus zu brechen, aus dessen Reihen zwar eine kleine Anzahl zur sogenannten Bewegung für die Unabhängige Kirche übertrat, dessen übergroße Mehrheit aber kirchentreu geblieben ist. Der beste Beweis dieser Treue ist die Tatsache, daß sicher zur Zeit annähernd 500 (von 2000 Priestern insgesamt) sich im Gefängnis oder in Zwangsarbeitslagern befinden. Man geht nicht fehl in der Annahme, daß jeder zweite der chinesischen Priester in den letzten sechs Jahren ein oder mehrere Male in Haft genommen wurde. Nur ungern ist die Regierung den Weg der Verhaftung bzw. der Liquidierung von Priestern der eigenen Nation gegangen. Viel lieber wäre ihr, wenn ihnen die Gehirne mit Erfolg „gewaschen“ werden könnten. Den Grund dafür gab ein roter Funktionär an, der einst an der Katholischen Universität Peking studierte, an, indem er (vgl. „Osservatore Romano“ vom 9. 10. 1955) dem französischen Pater Gerbier erklärte: „Wir betrachten die chinesischen Priester als einen sozialen Wert, den wir nicht zum Verschwinden bringen, sondern für uns gewinnen sollten. Gemeinhin stellen sie insofern einen sozialen Wert dar, als sie eine gute Vorbildung genossen. Sie sind ferner an eine strenge Disziplin gewöhnt, die sie genau umrissenen Prinzipien folgen heißt. Von frühester Jugend wurde ihnen bedingungslose Hingabe an ein Ideal, Selbstverleugnung und widerspruchslose innere Gefolgschaft gegenüber den Anordnungen einer Hierarchie eingeprägt. Ferner lehrte man sie beständige Orientierung in Richtung auf das Gemeinwohl der eigenen Organisation. Nichts anderes fordert die Kommunistische Partei von ihren Gruppierungen. Personen, die eine ähnliche Bildung haben, sind in China selten. Wir hoffen deshalb, daß wir die von ausländischen Vorurteilen befreiten Priester leicht für uns gewinnen und im sozialen Raum einsetzen können. Wir werden sie in Umerziehungslager schicken, damit sie ihr Gehirn umstellen, und nach Umstellung des Gehirns werden die Priester begeisterte Förderer der neuen Ordnung sein.“

Tendenziöse Zahlen?

Die genaue Zahl der zur Unabhängigen Kirche übergetretenen und mit ihr sympathisierenden Priester ist ebensowenig bekannt wie jene der Laienanhänger der sogenannten Reform. Nur sparsam ist Rom mit Exkommunikationen vorgegangen, wie im Falle des Generalvikars von Nanking, und auch hier wurde das Dekret erst

drei Jahre später veröffentlicht (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 401). Man ist auch aufs äußerste zurückhaltend mit der Nennung von Namen abtrünniger Priester, weil man die Verwirrung und Gewissensnot kennt, in der sich so manche von ihnen befinden. Viele haben in ruhigen Stunden zur Kirche zurückgefunden. Eine öffentliche Charakterisierung von Reform-Priestern als abtrünnig erschwert diesen psychologisch die Rückkehr außerordentlich. Die über den Umfang der Abfallsbewegung gemachten Angaben beruhen nie auf Mitteilungen der Internuntiat, deren Leiter, Erzbischof Riberi, zur Zeit in der Hauptstadt Formosas residiert, vielmehr auf Informationen ausgewiesener Priester und geflüchteter Laien, die durch kommunistische Rundfunksendungen bei kluger Auswertung sogar kontrolliert werden können. Sehr geschätzte Überblicke bietet das katholische Zentralbüro in Hongkong, wo die von einigen Missionaren herausgegebene und wegen ihrer absoluten Objektivität anerkannte Zeitschrift „Mission Bulletin“ erscheint. Die in Hongkong durchreisenden ausgewiesenen Missionare haben sich alle der Schriftleitung der Zeitschrift gestellt. Die Hongkonger Informationen sind natürlich immer dürftiger geworden, seitdem fast sämtliche ausländische Glaubensboten ausgewiesen sind. Aber nie hat die Zeitschrift ihre Informationslücken mit unbewiesenen Phantasieberichten gefüllt. Auf Grund einer Reihe von Kriterien ist man in Hongkong noch immer der Überzeugung, daß die Zahl der wirklichen Anhänger der Unabhängigen Kirche gering geblieben ist, obwohl es sich möglicherweise um etliche Tausende handelt, die größtenteils als Mitläufer anzusprechen sind. L. Clerici SMB hat bei einer Besprechung der deutschen Übersetzung des Buches von Gretta Palmer, „Chinas große Prüfung“ (Luzern 1954), in der „Neuen Zeitschrift für Missionswissenschaft“ (2, 1955) den Satz geschrieben: „Sodann hat der unbefangene Leser den hartnäckigen Verdacht, die Zahlen der Apostaten und die der Anhänger der Reformkirche seien tendenziös gefärbt. Wären sie gar so gering, so hätten sie keine päpstliche Enzyklika über die Drei Autonomien gelohnt!“ Damit ist die Frage der Zuverlässigkeit der Informationen, die der katholischen Öffentlichkeit in Sachen der Reform-Kirchenbewegung geboten werden, erneut aufgeworfen worden. Es kann sich hier tatsächlich nur um rund die Hälfte der Diözesen Chinas handeln, über die seit länger als einem Jahr jede Nachricht fehlt. Die Dinge werden dort so liegen, daß die Auflösung der äußeren Kirchenorganisation und die Zurückdrängung des Glaubenslebens auf die Räume der Familie bzw. der Gewissen so weit fortgeschritten sind, daß die Propaganda für die Reformkirche tatsächlich auf Leerräume stößt. Katholiken, die schon der Aufmerksamkeit der Machthaber entschlüpf sind, nachdem ihnen weder Priester noch Kirche zur Verfügung stehen (man schätzt, daß in China 90% der Kirchen geschlossen sind), dürften es sich sehr überlegen, selbst wenn sie innerlich mit der Reformkirche sympathisierten, sich unter Leitung von reformfreundigen Priestern und Laien unter dem Firmenschild „Unabhängige Katholische Kirche“ erneut zu organisieren. Aus dem Innern Chinas dürften also kaum noch Überraschungen dieser Art zu befürchten sein. Der Kampf geht tatsächlich im wesentlichen um den Katholizismus zahlreicher größerer Städte, die ein blühendes katholisches Leben kannten und wo die Katholiken, räumlich auf engem Boden vereint, noch die helfende Kraft der

größeren Gemeinschaft fühlen. Hier kann man auch noch Zahlenwertungen über das Maß des Abfalls zur Reformkirche versuchen.

Besondere Schwierigkeiten bereitet den Kommunisten offensichtlich neben dem Klerus die Legion Mariens. Spät aufgetreten, noch gerade vor „Toresschluß“, hat sie das lange in China nicht zur Blüte gelangte selbstverantwortliche Laienapostolat in manchen Gebieten zu einer kraftvollen Form entwickelt. Sie arbeitet heute noch mit Erfolg, wie aus den Anklagen der Kommunisten gegen Priester wegen Förderung der Legion Mariens und aus den zahlreichen, heute noch fortdauernden Verhaftungen von angeblichen Mitgliedern der Legion Mariens hervorgeht. Im Dezember vorigen Jahres schätzte man, daß etwa 50 bis 60 Priester zur Reformkirche abgefallen seien. Wahrscheinlich hat sich im letzten Jahr die Zahl nicht wesentlich vermehrt.

Unter den etwa 25 noch in China befindlichen chinesischen Bischöfen — auch hier kann bezeichnenderweise nur eine ungefähre Zahl angegeben werden — scheint der eine oder andere sich durch Versuche eines Kompromisses in eine nicht leichte Lage gebracht zu haben. Vom Bischof von Luan, Msgr. Alfons Chung OFM, weiß man mit Sicherheit, daß er mit der „Fortschrittlichen Kirche“ sympathisiert. Sechs der chinesischen Bischöfe befinden sich in Haft oder sind zu Zwangsarbeit verurteilt. Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß sämtliche noch freien Bischöfe über kurz oder lang von den Kommunisten vor die Entscheidung für oder gegen die „Fortschrittliche Kirche“ gestellt werden. Es wäre natürlich von größter Bedeutung, wenn es gelänge, durch heimliche Weihen das Bischofsamt über die Verfolgungszeit hinwegzureretten. Die alte Japankirche mußte nach dem Urteil vieler Kirchenhistoriker deshalb zugrunde gehen, weil sie bei Ausbruch der großen Verfolgung keine einheimischen Bischöfe hatte!

Neuralgischer Punkt Peking

Am schwierigsten scheint die innerkirchliche Lage in Peking, der Residenz des in USA weilenden Kardinals Tien, zu sein. Das ist wohl kein Zufall. Hier waren in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg die stärksten Widerstände gegen die Sinsisierung der Kirche zu spüren. Hier versuchte Frankreich die neue Missionspolitik Roms, als deren Vollstrecker der damalige Erzbischof Celso Costantini als Apostolischer Delegat nach China gesandt wurde, hartnäckig zu durchkreuzen. Hier wollte es das Unglück, daß der Erzbischof und Kardinal Tien wegen schwerer Erkrankung gerade in dem Augenblick seine Bischofsstadt verlassen mußte, als bedeutsame Reformen der inneren Organisation und der Seelsorge noch nicht beendet waren. In Peking hat der exkommunizierte Priester Lee Yin Tao mit sechs weiteren Priestern die Bewegung der „Fortschrittlichen Kirche“ organisiert. Der Generalvikar und Administrator der Erzdiözese, Lee Kuen Wu, „ist ein furchtsamer Mann, der versucht, seine Situation in der katholischen Kirche zu erhalten, und der gleichzeitig mit der kommunistischen Regierung zusammenarbeitet“ (Mission Bulletin, September 1955). Der obengenannte „reformierte“ Bischof von Luan hat sich in Peking niedergelassen, leitet die Festtagsgottesdienste und hat jüngst nach kommunistischen Mitteilungen erstmalig in Peking einen Priester geweiht, der aus dem unter dem Einfluß der Kommunisten stehenden Großen Seminar in Peking

hervorging. Regens und Professoren dieses Seminars werden von der Regierung bezahlt. Auch das Kleine Seminar steht unter der Leitung der „Fortschrittlichen Kirche“. Beide Anstalten zählten Anfang 1955 zusammen 50 Seminaristen. Man hat im Großen Seminar die ordentlichen Lehrkurse so ziemlich aufrechterhalten. Aber im ganzen Unterricht wird größter Nachdruck auf bedingungslose Vaterlandsliebe und den Kampf gegen den Imperialismus gelegt. Jeden Samstag müssen die Studenten sich an einem politischen Zirkel beteiligen, bei dem die kommunistischen Gesichtspunkte maßgeblich sind. Über 50 chinesische Priester stehen fest in ihrer Haltung gegen die „Unabhängige Kirche“. 10 Prozent der Pekinger Katholiken folgen nach Berichten von Vertriebenen innerlich der kommunistischen Linie, 60% gehen widerwillig in die Gottesdienste der abtrünnigen Priester, weil sie, wie sie sagen, sonst keine Gelegenheit zum Sakramentenempfang haben. 30% verweigern kategorisch jeden Kontakt mit der schismatischen Kirche und verzichten auf den Sakramentenempfang. Der heimliche Besuch der romtreuen Priester ist sehr schwer und überaus gefährlich für die betreffenden Priester und Laien. Rom hat „bisher keine Schritte unternommen, um die ‚fortschrittlichen‘ Priester und den Bischof von Luan zu exkommunizieren, sondern geduldig auf die Ausentwicklung bzw. Korrektur dieser Abtrennung gewartet“ (Mission Bulletin, September 1955). In diesem Zusammenhang mögen Zahlen aus einem offiziellen Bericht interessieren, den Kardinal Tien Anfang März 1955 aus seinem Erzbistum erhielt. Danach standen in der ganzen 216 000 Katholiken zählenden Erzdiözese noch 77 seiner chinesischen Priester mit 85 917 Gläubigen in Verbindung. In Peking selbst konvertierten im Jahre 1954 noch 79 Erwachsene. Die Priester hielten 2740 Predigten. 433 Ehen wurden kirchlich eingesegnet. Beichten wurden 392 792 abgelegt und 1 218 250 Kommunionen gespendet. Aus diesen Zahlen geht hervor, daß die Kirche Pekings in der Unterdrückung noch kräftiges Leben zeigt, und die Aussichten der „Fortschrittlichen Kirche“ sind, an diesen Zahlen gemessen, doch recht gering. Immerhin nimmt der Druck auf die romtreuen Katholiken stetig zu, und niemand kann sagen, wie viele schließlich nach jahrelangem Widerstand doch erliegen.

Die neue Verfolgungswelle

Nachdem die chinesische Regierung mit sehr geringem Erfolg versucht hatte, durch die Verkündigung der sogenannten Drei Autonomien direkt eine innere Spaltung der Kirche herbeizuführen, verlegte man die Angriffsbasis weiter zurück auf das außerkirchliche Gebiet. Man versuchte, auf dem zivilen Sektor die Katholiken innerlich zu entzweien, indem man von ihnen bestimmte Stellungnahmen zu bürgerlichen Fragen verlangte, die scheinbar keine Beziehung zur Religion hatten. Gelegenheit dazu boten z. B. die Koreakrise und die Formosafrage. In der Linie dieser Methode wurde dann eine neue Bewegung gestartet, die unter dem Motto lief: „Das Vaterland lieben und den Kapitalismus zerstören!“ Ausschließlich die Katholiken wurden zum Anschluß an diese Bewegung aufgefordert, in deren Dienst sich u. a. der exkommunizierte Generalvikar von Nanking, Joh. Bapt. Li, und eine Gruppe von „Volkspriestern“ als Reiseprediger stellten. Die praktischen Forderungen liefen auf die Thesen der „Unabhängigen Kirche“ und den bedingungslosen Anschluß an das kommunistische System hinaus. Im Sep-

tember vorigen Jahres lieh nun der Staat dieser neuen Bewegung erneut seine direkte Hilfe, indem er gegen alle jene vorging, die der „Unabhängigen Kirche“ Widerstand leisteten bzw. als reaktionär erschienen. Die Einleitung der Aktion bildete die Hinrichtung von 17 katholischen Laien in Schanghai. Es folgten Polizeiaktionen in einer Reihe von Städten, die sich gegen katholische Gruppen richteten. Der Verhaftungswelle waren bis Mitte Oktober mindestens drei chinesische Bischöfe, 70 Priester und Ordensleute sowie 2000 katholische Laien zum Opfer gefallen, wie der Rundfunk der Kommunisten berichtete.

Um die katholische Bastion von Schanghai

Der härteste Schlag wurde gegen die Katholiken Schanghai geführt. In keiner Diözese Chinas pulsierte das religiöse Leben so stark wie in dieser Stadt, wo kein Priester und nur wenige Laien zur Reformkirche übergetreten waren. Noch im November 1954 erklärte der vertriebene kanadische Jesuit Gerard McKernan in Washington: „Jeder Tag ist in Schanghai gleich dem Ostersonntagmorgen. Das Volk füllt nicht nur die Kirchen, sondern überflutet sie vor den Augen der bestürzten Roten . . . Es war die Legion Mariens, die Schanghai gerettet hat.“ In der Nähe dieser Stadt (Zikawei) funktionierte auch noch das Große Seminar (mit Kleinseminar und Vorschule) ohne innere Einmischung der Kommunisten, eine für ganz China einmalige Situation. Zwar waren die am Seminar tätigen ausländischen Jesuiten in den letzten Jahren sämtlich entfernt worden, doch vermittelten sieben chinesische Professoren den 350 Seminaristen und Vorschülern, die aus 24 Diözesen sich hier zusammengefunden hatten, eine gediegene Bildung. Die Verfolgung hatte dem religiösen Leben der Seminaristen und der 10 000 Katholiken in Zikawei einen heroischen Grundzug gegeben. Es wurde in ganz Schanghai Tag und Nacht so viel gebetet, daß man das Wort von der „Betenden Kirche Schanghai“ geprägt hatte. Der Bischof Ignatius Kung war eine hervorragende Persönlichkeit und stand auf der Höhe seiner Aufgaben.

In der Nacht vom 8. zum 9. September 1955 mußten auf Anordnung der Polizei alle Katholiken der Stadt bis auf alte Frauen und Kinder in den Wohnungen bleiben. Es wurden alle Kirchen und religiösen Häuser umstellt. Zahlreiche Priester und Ordensleute wurden mit Handschellen abgeführt. 25 Polizisten drangen in die Klausur des Karmelitenklosters ein, führten zwei Schwestern ab, gaben den übrigen Ordensfrauen Zimmerarrest mit Sprechverbot und hißten auf dem Kloster die rote Fahne. Einer der ersten, die verhaftet wurden, war der Bischof von Schanghai. Etwa 300 Laien wurden aus ihren Wohnungen geholt. Das Priesterseminar wurde seiner sämtlichen Professoren beraubt. Die Seminaristen werden jetzt Einrichterkursen unterworfen.

Kurz vor seiner Verhaftung war dem Bischof mitgeteilt worden, er habe nichts zu befürchten, wenn er seinen Priestern die Teilnahme an Indoktrinationskursen erlaube. Der Bischof wies das Ansinnen ab. Daraufhin wurde der Sturm entfesselt. Im ganzen dürften 40 Priester ins Gefängnis gewandert sein. Die Polizei rief am 9. September alle chinesischen Priester, die noch in Freiheit waren, zusammen und teilte die Gründe für die Verhaftung des Bischofs mit. Er habe enge Verbindung mit den fremden Imperialisten unterhalten, katholischen Kindern die Teilnahme an kommunistischen Gruppen ver-

sagt, dem Feldzug gegen die Legion Mariens Widerstand geleistet, sich geweigert, an den „patriotischen Bewegungen“ teilzunehmen, andere an der Teilnahme gehindert und den Mitgliedern der vaterländischen Bewegungen die Sakramente verweigert.

Am 25. September mußten 15 000 Katholiken sich auf einem Hunderennplatz versammeln. Sie sollten die Verhaftung ihres Bischofs billigen. Eine Möglichkeit zum Neinsagen wurde nicht gegeben. Es wurde die einstimmige Billigung der Verhaftung festgestellt. Auch wurde eine Gruppe „patriotischer Katholiken“ gebildet, die in Zukunft die Interessen der Christen wahrnehmen solle. Bis zum 20. September sollten die Katholiken ein Manifest für die Indoktrination und später gegen die Legion Mariens unterzeichnen. Weigerungen führten wohl zur Verhaftung von 300—400 weiteren Laien, so daß Ende September allein in Schanghai 600 neue verhaftete Laienkatholiken den rund 9000—10 000 Gefängnisinsassen der Stadt zugesellt wurden. Für den Priesternachwuchs Chinas ist die Aktion gegen Zikawei der schwerste Schlag. Für 143 Diözesen gibt es nun keine regulär herangebildeten Neupriester mehr. Zu den 3000 vakanten Seelsorgsstellen, die einst die ausländischen Priester innehatten, kommen die durch Verhaftungen unter dem chinesischen Klerus (ursprünglich 2000 Priester) verlassenen Seelsorgsstellen sowie die Ausfälle an Priestern durch die Abfallbewegung. Nachwuchs könnte nur noch durch Privatunterricht von einzelnen ermöglicht werden. Das ist jedoch sehr schwer und dürfte keine Lösung der Priesterfrage bedeuten.

„Die Kirche Chinas in Gefahr“

Das war der Titel eines Aufsatzes der Agenzia Fides vom 3. September 1955. Die Kirche Chinas ist in ihrer äußeren Organisation gelähmt und fast zerstört. Das Regime der Kommunisten tut alles, um sie innerlich zu verwirren, auszuhöhlen, zu teilen. Mit staatlichen Subsidien erscheinen pseudokatholische Zeitschriften in Tientsin, Schanghai und Hankow, die eine Fülle von Verleumdungen und Falschnachrichten verbreiten. Es wird von allem irgend etwas in den Seelen hängenbleiben, da niemand Berichtigungen und Klarstellungen geben kann. Und die Jugend ist ganz in die roten Organisationen eingegliedert. Es gibt auch keine katholische Schule mehr. „Die Getauften von 15 bis 18 Jahren wenden sich gegen die Getauften von 25 bis 50 Jahren, und die Christengemeinschaft spaltet sich im Innern der Familie. Das sind vorläufig nur Risse. Wenn sie sich aber stark vermehren, könnten sie eines Tages das ganze (seit sechs Jahren berannte) Gebäude in Gefahr bringen“ (Fides, franz. Ausgabe vom 3. 9. 1955). Selbst vom glaubensstarken Schanghai schrieb der jüngst dort vertriebene P. Kretsch SJ: „Obwohl die Christen dieser Stadt heute ausnehmend glaubenstreu sind, fürchte ich doch, daß jetzt und in Zukunft manche niedergerungen werden. Die Zukunft der Kirche Schanghai ist in keiner Weise sicher.“

Die Zeitschrift „Chine-Madagascar“ (Lille) der französischen Jesuiten veröffentlichte jüngst Auszüge aus Briefen chinesischer Christen, die auf Schleichwegen an frühere Chinamissionare der Gesellschaft für Auswärtige Missionen von Paris gelangten. Sie sind mehr oder weniger alle auf den Ton eines dieser Schreiben gestimmt, in dem es heißt: „Wenn wir bis jetzt durchhielten, so schreiben wir dies Ihrem Gebet und den Gebeten der anderen freien Christen zu. Denn wir haben von uns aus nichts,

um Widerstand leisten zu können. Wir sind nichts, und wir vermögen nichts. Fahren Sie fort, uns vor Gott zu stützen, damit wir, ohne schwach zu werden, bis zum Ende des Weges marschieren können.“

Die Lage der katholischen Mission in Indien Die im April dieses Jahres erlassenen neuen Bestimmungen über die Tätigkeit der christlichen Missionen in Indien (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 361) sind am 23. August in dem Jahrbuch zur 8. Wiederkehr des Tages der indischen Unabhängigkeit veröffentlicht worden. Diese Bestimmungen setzten vor allem fest, daß keinem ausländischen Missionar das Einreisevisum für Indien erteilt werden könne, wenn sich für den Posten, für den er vorgesehen sei, auch ein einheimischer Priester finden lasse. Diejenigen, die unter diesen Umständen zugelassen werden würden, sollen zudem ganz besondere Qualifikationen oder Spezialkenntnisse mitbringen. Das Jahrbuch spezifiziert sie als Diplome für Ärzte, Lehrer oder für soziale Berufe. Die in Indien arbeitenden Missionen müssen vor der Neueröffnung von Instituten (Schule, Krankenhaus) eine behördliche Erlaubnis einholen. Die Bestimmungen setzten noch insbesondere fest, daß auch Missionare, die aus den Staaten des Commonwealth einreisen wollten, dem gleichen Visumzwang wie die Ausländer unterliegen sollten (während gewöhnliche Bürger des Commonwealth kein solches Visum benötigen). Diese Bestimmung ist allerdings am 1. Juli wieder fallengelassen worden.

Wir haben in früheren Berichten über die Lage der Missionen in Indien schon öfter betont, daß die von der indischen Regierung getroffenen Bestimmungen, die sich ganz allgemein auf „christliche Missionen“ und „christliche Missionare“ beziehen, vor allem die protestantischen Missionen meinen. Ein (ungenannter) indischer Bischof berichtete im April dieses Jahres in den Informationen der Fides-Agentur (30. 4. 55), daß seit der Erklärung der indischen Unabhängigkeit ungefähr 1000 amerikanische protestantische Missionare neu ins Land gekommen seien. Indische Bischöfe haben auf Reisen im Ausland immer wieder betont, daß es in Indien keine Verfolgung der Kirche gebe und daß kein Anlaß zu Beunruhigung bestehe, da die Verfassung Religionsfreiheit garantiere und der Ministerpräsident Nehru persönlich immer wieder seine Hochschätzung des Christentums und der katholischen Christen betont habe. Insbesondere hat das auch Kardinal Gracias von Bombay noch Ende Oktober während eines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten bei einem Interview des NCWC-News Service getan. Er betonte das rasche Wachstum der katholischen Kirche in Indien in den letzten 15 Jahren. Die katholische Bevölkerung nimmt stark zu und hat heute ungefähr 5 Millionen erreicht. Noch stärker ist der einheimische Klerus gewachsen, der heute 3746 Mitglieder zählt. Die Zahl der eingeborenen Ordensschwestern beträgt rund 13 000.

Trotzdem ist es wahr — wie auch Kardinal Gracias im weiteren Verlauf seines Interviews zugab —, daß die Kirche in Indien, zumal in gewissen Teilen des Landes, auf ernstliche Schwierigkeiten trifft. Und es ist auch gar nicht zu leugnen, daß die Visumbestimmungen für Missionare, die seit dem April gelten, die Missionstätigkeit der katholischen Kirche in Indien in große Sorge versetzen. Im Juli dieses Jahres hielten sich unter den 5500 katholischen

Priestern Indiens 1755 nicht-indische Priester, außerdem über 180 nicht-indische Ordensbrüder und über 2000 nicht-indische Schwestern in Indien auf. Alle diese müssen nach den neuen Bestimmungen nach und nach durch Einheimische ersetzt werden, nämlich jedesmal dann, wenn einer von ihnen durch Tod oder Krankheit oder aus irgendeinem anderen Grund seinen Posten verlassen muß. Dazu muß man noch das natürliche Wachstum der katholischen Bevölkerung und das damit zugleich wachsende Bedürfnis nach Priestern rechnen.

Um die Ausbreitung der Kirche

Die Bedeutung der Tätigkeit der ausländischen Missionare in Indien ist aber mit dieser Statistik noch nicht erfaßt. Indien hat ja auch eine alte Christenheit, die in sich selbst organisiert ist und ihre eigenen Priester, Seelsorger, Lehrer braucht. Und auch die christlichen Gruppen, die durch die Missionierung in den letzten Jahrhunderten gewonnen worden sind, haben ihre kirchliche Ordnung mit Pfarren, Schulen jeden Grades, mit Diözesen und Erzdiozesen bis hinauf zum Erzbischof von Bombay, Kardinal Gracias. Nur etwa 1000 katholische Priester sind in der eigentlichen Mission tätig.

Vor nicht langer Zeit hat daher die Indische Bischofskonferenz einen eigenen Ausschuß mit dem Titel „Ausbreitung der Kirche“ gegründet, der auf der letzten Versammlung der indischen Bischöfe einen Bericht vorlegte, in dem die Bischöfe auf Grund statistischer Angaben, die mit den hier gegebenen übereinstimmen, beklagen, daß der Missionsgeist bei den indischen Katholiken so wenig entwickelt sei. Eine löbliche Ausnahme machen die Mitglieder der Legion Mariens, der Marianischen Kongregationen und der Katholischen Aktion.

Doch auch diese Charakteristik darf man nicht auf die katholische Kirche in ganz Indien verallgemeinernd übertragen. Die Regionen und Provinzen des riesigen Landes unterscheiden sich sowohl in ihrer Haltung gegenüber den Christen wie auch im Charakter ihrer Christenheiten weit voneinander. Die schon seit dem 4. Jahrhundert in Südindien ansässige, auf den Apostel Thomas zurückgehende malabarische Kirche, die den Anspruch erhebt, zwar jahrhundertlang nicht in „Kommunikation“, aber immer in „Kommunion“ mit Rom gestanden zu haben, und von deren im 15. Jahrhundert abgespaltenen Gruppen seit 25 Jahren erhebliche Teile zur Einheit mit Rom zurückgekehrt sind (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 114), ist sehr reich an Priester- und Ordensberufen, und im Jahr 1952 arbeiteten bereits 2556 malabaresische Priester, Ordensbrüder und Schwestern in anderen Diözesen Indiens, Pakistans, Ceylons und Burmas (von denen 547 lateinischen Diözesen in den Malabarprovinzen, die übrigen der syro-malabaresischen Kirche angehörten). Eine große Schwierigkeit für das missionarische Wirken der Malabar-Christen im übrigen Indien besteht jedoch heute noch darin, daß sie zum lateinischen Ritus übertreten müssen, um außerhalb ihrer Heimatdiözese wirken zu können.

Die „Unberührbaren“

Im übrigen bestand bis jetzt für Priesterberufe aus der indischen Christenheit noch eine andere, ebenfalls kaum überwindliche Schwierigkeit: die Kastenordnung. Kastenlose, Parias, konnten zum Priestertum nicht zugelassen werden. In den indischen Missionsgebieten sind es nun

aber gerade Kastenlose (vornehmlich Angehörige der primitiven Ureinwohnerstämme), die das Christentum angenommen haben. Die indische Gesetzgebung hat ab 1. Juni 1955 die Unberührbarkeit der Kastenlosen offiziell abgeschafft. Die Durchführung der Unberührbarkeit ist künftig strafbar mit Gefängnis bis zu 6 Monaten und mit Geldstrafen bis zu 500 Rupien. Auch die katholische Kirche wird im Laufe der Zeit (und sicher wird es sehr viel Zeit brauchen, bis die Unberührbarkeit auch im Leben, nicht nur auf dem Papier abgeschafft ist) von dieser für die indische soziale Struktur umwälzenden Bestimmung profitieren. Sie hat bisher, obwohl sie natürlich die Gleichheit aller vor Gott stets gelehrt hat, die Sozialordnung des Hinduismus, die Kasteneinteilung, in weitestem Maße respektieren müssen, da ja auch der zum Katholizismus konvertierte Inder weiterhin unter Hindus lebt, in der Schule, im Büro, auf dem Markt, wo überall die Kastenordnung gilt. Wäre ein Unberührbarer katholischer Priester geworden, so hätte ein Katholik höherer Kaste nicht von ihm die Sakramente empfangen können, ohne sofort jedes Ansehen und jeden Einfluß in seiner Stellung zu verlieren. Vor 50, ja noch vor 30 Jahren hatten in den Tamil-Provinzen des Südens selbst die Angehörigen niederer Kasten, ganz zu schweigen von den Kastenlosen, keinen Zutritt zu den Priesterseminaren. Das hat sich heute geändert — und so kann man hoffen, daß sich in weiteren 20—30 Jahren auch die Zulassung der bisher Unberührbaren durchgesetzt hat. Sofort nach dem Erlaß des Dekrets über die Abschaffung der Unberührbarkeit hat der Bischof-Koadjutor von Pondichery und Cuddalore (einer der Diözesen des Tamil-Landes in Südindien) einen Hirtenbrief in jeder seiner Pfarreien verlesen lassen, der die Mischung der Kinder aller Kasten in Schulen und Kirchen befiehlt und alle bisher üblichen Unterschiede in der Erteilung der Sakramente abschafft (die Unberührbaren erhielten die Kommunion nicht an der Kommunionbank im Hauptschiff, sondern an der Kirchentür; sie durften nicht dieselben Beichtstühle benutzen; ihre Ehen wurden nicht am Hauptaltar eingesegnet usw.). Nicht bei allen Gläubigen ist dieser Hirtenbrief gut aufgenommen worden!

So scheint die Versorgung der Kirche in Indien mit genügend Priestern zur Erhaltung des Erreichten, zur Vertiefung der Botschaft Christi und zur Ausbreitung des Evangeliums in Indien zwar auch von der freien Zusammenarbeit mit der Weltkirche, aber doch mindestens ebenso sehr von der Erschließung der echten Kräfte des Landes, ja der eigenen Gemeinschaft abzuhängen.

Eigene Hierarchie in Afrika Papst Pius XII. hat am 6. November in einem beträchtlichen Teil des Schwarzen Afrika, der bisher der Kongregation der Glaubensverbreitung unterstand, 11 eigene Erzbistümer errichtet, die 51 bisherige Apostolische Vikariate und Präferkturen ersetzen. Zu Erzbistümern wurden die Sitze von Dakar, Bamako, Wagadugu, Conakry, Abidjan, Lomé, Kotonu, Yaoundé, Brazzaville, Bangi und Tananarive erhoben. Damit haben die Gebiete von Französisch-Äquatorialafrika, Französisch-Westafrika und Togo, Kamerun und Madagaskar eine kirchliche Organisation erhalten, die bezeugt, daß diese Gebiete nicht mehr Missionsland im eigentlichen Sinn sind, sondern bereits eine reife Christenheit besitzen. Die Gebiete haben zusammen eine

Einwohnerschaft von ungefähr 40 Millionen Menschen, unter denen rund 3,5 Millionen Katholiken und 1 Million Katechumenen leben. Sie besitzen einen zahlreichen eingeborenen Klerus. In Laghuat in der Sahara und in Djibuti wurden gleichzeitig anstelle der bisherigen Apostolischen Vikariate zwei unmittelbar dem Heiligen Stuhl unterstehende Bistümer errichtet. Schließlich ist auch Msgr. Lefèvre, bisher Apostolischer Vikar von Rabat (Marokko), zum Erzbischof von Rabat ernannt worden.

Ökumenische Nachrichten

Verschärfter evangelischer Kampf gegen die „Jugendweihe“ Angesichts einer neuen Agitation der SED für die Teilnahme aller Jugendlichen an der kommunistischen Jugendweihe hat die Kirchliche Ostkonferenz der EKD auf ihrer Oktobertagung in Berlin ihre eindeutige Stellungnahme des vergangenen Jahres gegen die Beteiligung evangelischer Konfirmanden bekräftigt (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 263). Bischof D. Otto Dibelius hatte daraufhin in zwei offenen Briefen den evangelischen Standpunkt — der sich weitgehend mit dem katholischen deckt (vgl. S. 101 ds. Heftes) — in aller Deutlichkeit dargelegt. In einem Brief an die Eltern der Konfirmanden der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg wurden diese über die kirchliche Entscheidung unterrichtet und abermals aufgefordert, „keine Kompromisse mit dem Atheismus“ zu schließen, sondern ihre Kinder zu stärken. Sie sollten sich auf die in der Verfassung der DDR garantierte Glaubens- und Gewissensfreiheit berufen und fest im Glauben bleiben. In einem zweiten offenen Brief wurden Lehrer und Lehrerinnen in Berlin und Brandenburg, die jetzt von Staat und Partei mehr als früher für die Propaganda zugunsten der Jugendweihe eingespannt werden, an ihre große Verantwortung als Erzieher erinnert und gebeten, den Weg des Glaubens zu gehen.

Auf dem Weg zur Minderheitenkirche

Die eigentliche Mobilmachung des kirchlichen Widerstandes erfolgte dann auf der Synode der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg, auf der D. Dibelius am 19. Oktober einen ersten Rechenschaftsbericht gab. Am ärgsten, so sagte er, sei die Lage in Ostberlin. Der Christenlehre würden immer neue Schwierigkeiten bereitet. Besondere Not bereite die Umstellung der Kirchensteuer vom Lohnabzug auf die kircheneigene Erhebung. Viele Gemeindeglieder seien gar nicht mehr erreichbar. Allmählich bereite sich die Entwicklung von der Volkskirche zur Minderheitenkirche vor. Zur Frage der Jugendweihe erklärte der evangelische Bischof:

„Diese Jugendweihe und die Vorbereitung dafür haben von Anfang an ihre Spitze gegen den Glauben der Kirche gerichtet. Klipp und klar steht es in dem Buch ‚Weltall, Erde, Mensch‘, das bei der Jugendweihe überreicht wird: ‚Eine solche wissenschaftliche Auffassung, die sich auf den dialektischen und historischen Materialismus stützt, läßt kein Märchen vom Schöpfer und Lenker der Welt zu.‘ Selbst wenn man, wie versprochen ist, solche Sätze bei künftigen Auflagen streichen wird, so wird damit an dem Gesamtcharakter der Jugendweihe nichts geändert. Sie wird als privates Unternehmen bezeichnet. In ihren Dienst